

**I. Fischmord**

**2002 und dreißig**

Roman

## **Für jeden den es interessiert.**

Danke an Julia für die Anstrengungen, Anregungen und deine Geduld sowie dein Interesse.

Danke an Digo für die unschätzbaren ‚Lyrics‘ von Panorama und das Stillhalten und Durchhalten und die stummen und unausgesprochenen Ermutigungen.

Die Personen dieses Buches sind frei oder unfrei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder versterbenden Personen sind zufällig und ungewollt aber nicht unerwünscht.

## In Italien

Hier, wo man den lauwarmen Abend  
am kühlenden Wasser verbringt.

Hier, wo die Nacht ohne Furcht  
und der Morgen mit Licht beginnt.

Hier, wo die Jahre so fraglos  
und langsam zu Ende gehen,  
liegst Du in meinem Arm  
und ich denke in mich hinein.

(Paula)

**E**s ist wärmer geworden. Man merkt es an den kurzen Röcken und den T-Shirts, bei den Männern scheinen die tätowierten Arme hervor und die Gartencenter haben Hochbetrieb. Die Menschen kaufen sich Geranien als gäbe es keine anderen Blumen für den Balkon.

Der Herbst steht irgendwann ins Haus und vorher noch der Sommer. Doch so weit ist es noch nicht und ich brenne nicht gerade auf die heißen Monate in der stickigen Stadt. Den letzten Sommer hatte ich beinahe neurosen- und stressfrei überstanden. Paula und ich hatten den Urlaub mit Marcel und Judith verbracht. Wir mieteten uns ein Haus in der Toskana und waren mit einem Auto voller Lebensmittel und Gepäck, guter Laune und jeder Menge unausgesprochener Vorwürfe losgefahren.

Paula hatte ich einige Jahre vorher unter etwas schwierigen Umständen kennen gelernt, hatte jede Art von Stolz aufgegeben, mich tagelang nach der Arbeit auf einen Stromverteiler vor ihre Wohnung gehockt und immer

wieder zu ihrem Fenster hinauf gestarrt. Als am entscheidenden Abend die Zigarettenschachtel leer war und ich in meinem Kopf alles fünftausendmal hin und her gedreht hatte, klingelte ich.

Ein paar Tage vorher hatte sie mir gesagt, sie wolle mich nicht wieder sehen, es gehe sowieso nicht gut mit uns, sie hätte ihren Exfreund noch nicht verdaut und wolle einfach nur alleine sein. Sie war dabei ernst, wir kannten uns nicht gut, hatten erst einige Abende und Nächte zusammen verbracht. Es gab eigentlich keinen Grund dafür an ihrer Entscheidung zu zweifeln und noch weniger Gründe einen Stromverteiler vor der Wohnung zu belagern und zu warten, bis das Licht in ihrem Schlafzimmer ausging.

Es war klar, dass es kein Konzept für den ganzen Winter war, so klingelte ich eben irgendwann doch und war mir im Klaren darüber, dass sie mich zum Fußabtreter machen konnte, wenn sie wollte. Sie machte mir auf, ich trat mir die Füße an ihrer Matte ab und blieb. Die Nacht über tranken wir viel und schliefen miteinander, um dann wieder miteinander zu schlafen und wieder zu trinken.

Am Ende war ich glücklich und betrunken und betrunken vor Glück wie noch nie in meinem Leben.

„If I should die this very moment I wouldn't fear.“

Ich glaube, bereits ab dem nächsten Morgen habe ich es schon nicht mehr ernst genommen, wenn sie mal wieder sagte, dass sie alleine sein wolle und wir uns trennen müssten. Irgendwann hatte sie es so oft gesagt und es hatte sich danach immer so wenig geändert, dass ich glaubte, es müsse Teil eines Vorspiels sein, an dem sie Gefallen hatte.

Wir trennten uns nie, ich ging nie, sie ging nie, wir saßen höchstens total erschöpft auf dem Sofa und schauten in jeweils andere Richtungen ins Zimmer, man weicht in solchen Momenten dem klaren Blick auf die eigene Hinrichtung lieber aus. Wir versöhnten uns in den letzten fünf Jahren bestimmt hundertfünzigmal und Versöhnungssex ist immer intensiver als Alltagssex. Am besten ist Versöhnungssex dann, wenn man sich versöhnt, ohne sich überhaupt getrennt zu haben. Das wochenlange Warten, die Selbstzweifel, die Enttäuschung, die Unsicherheit und die Einsamkeit sind ein sehr hoher Preis für das bisschen Versöhnungssex, den wir erst gar nicht bereit waren zu bezahlen.

Ich ertrug ihre Launen, ertrug ihre Trennungsversuche mit aller mir zur Verfügung stehenden Gelassenheit, denn ich hatte weder Lust zu gehen, noch gab es irgendeinen Grund für mich dazu - also ging ich auch nicht. Ich blieb und zeigte Präsenz. Eine Methode, die ich zu schätzen gelernt hatte, seitdem ein Stromverteiler mein Leben gerettet hatte.

So rief sie ihre Pausen aus, wollte ihre Ruhe und knurrte rum. Manchmal wurde sie sogar laut. Aber Hunde, die bellen, beißen bekanntlich nicht. Ich hätte sie aber hin und wieder in den Zwinger sperren sollen, das weiß ich jetzt. Das tat ich aber nicht, ich ging mit ihr an langer Leine Gassi. Später würde sie mir das einmal zum Vorwurf machen und ich würde wissen, dass sie damit Recht hatte. Ich würde mir schwören, einen solchen Fehler nicht noch einmal zu machen und daraus lernen. Ich würde aber

bemerken, wie anstrengend es eigentlich ist, dauernd Neues zu erlernen, ich würde es also wieder vergessen.

Also schob ich die Ausbrüche auf ihre monatliche Hormonfunktionssteuerung und fand es manchmal etwas kompliziert mit ihr. Vor allem wenn sie ihre Ruhe haben, einfach alleine in der Dunkelkammer stehen oder unabhängig und frei für ein paar Tage zu den Dreharbeiten eines Films fahren wollte, um die begleitenden Fotos für die Pressemappe zu schießen, ohne vierstündlich eine SMS von einem sich einsam fühlenden Liebhaber beantworten zu müssen.

Paula arbeitet als Freiberuflerin, was toll klingt, aber eigentlich meint, dass andere frei über ihre Zeit verfügen und das fand bei mir nicht immer großen Anklang. Aber sie liebte es. Sie liebte ihre Kamera, ihre Objektive und die stinkenden Flüssigkeiten in den großen Wannen, die im Keller standen. Wenn es mir gut ging, dann setzte ich ein Zeichen und schenkte ihr etwas, das mit ihrem Job zu tun hatte, nur um zu zeigen, dass es für mich o.K. war, dass sie für mich o.K. war.

Das wohl großartigste Geschenk in all den Jahren unseres Zusammenlebens war eine dieser Westen mit den zwölf-tausend Taschen. Ihre Augen hatten geleuchtet und sie küsste mich lange und zärtlich und zog die Weste erst wieder aus, als man sie in die Ecke hätte stellen können. Ansonsten stellte ich nicht immer eine Hilfe dar.

Marcel und Judith kannten solche Probleme nicht, das Leben war glatt verlaufen, das Kennenlernen eine Zeit der Schmetterlinge und Poesie, eine Zeit, aus der kitschige Briefe übrig bleiben und wo Worte gesagt werden, die bei

vollem Bewusstsein und in nüchternem Zustand nie wieder in den Mund genommen werden. Sie nannten sich gegenseitig ‚Schatz‘.

Das ist grundsätzlich clever, denn selbst bei ein- oder mehrmaligem Partnerwechsel fliegt man nicht auf, man murmelt im Bett nicht irgendeinen fremden Frauennamen, man sagt einfach »Schatz« und liebt sich weiter und liebt so viele Schätze, wie man will oder kann, solange, bis man einen behalten kann oder will. Wahrscheinlich hatten das beide vor ihrer Beziehung so gehalten und sie kannten nun die eindeutigen Vorzüge eines universellen Kosenamens. So verschmolzen sie im Laufe der Zeit zu einem großen Schatz und waren froh, dass es so war.

Marcel ist kulturverantwortlicher Redakteur bei einem Radiosender und Judith war damals Studentin für Theater- und Filmwissenschaft. Wir hatten die beiden an einem Filmabend kennen gelernt, an dem die Abschlussarbeiten der Filmhochschüler gezeigt werden. Über einen hatten wir ziemlich gelästert, anscheinend sehr laut, denn Judith stand auf einmal neben uns und raunzte uns an. Nach einigen Getränken und einem langen Gespräch hatten wir schließlich Frieden geschlossen und von da an mindestens zwei Abende pro Woche gemeinsam verbracht.

Das ist jetzt zwei Jahre her. In der Zwischenzeit war unsere Kinowelle abgeebbt und wir verbrachten einfach unsere Zeit miteinander, so, wie Freunde das wohl tun. Da lag die Idee, für einen begrenzten Zeitraum alle Abende gemeinsam zu verbringen, recht nahe. Italien als gemeinsames Urlaubsziel herauszufinden war eine Sache von zehn Minuten. Wir ernährten uns sowieso nur von Pasta und Piz-

za. Eine Reise ins Schlaraffenland des optimalen 100Asa Lichts, der Oliven und des Weins konnte daher gar nicht schief gehen.

Wir fuhren nachts in Köln los, ich wachte kurz vor der Schweiz auf und wenn man nach dem Gotthard Tunnel nochmal ein Mittagsschläfchen einlegt und sich irgendwo weit hinter Mailand erstmalig wieder bewegt, ist die Reise nach Italien erstaunlich kurz. Der einzige Wermutstropfen sind die Nackenschmerzen, denn der schlafende Kopf fliegt bei jeder Kurve haltlos in die Gegenrichtung oder mit voller Wucht auf die Brust. Mein Nacken klagte mich noch tagelang für mein unkommunikatives Verhalten an.

Marcel saß die ganze Zeit über am Steuer und war sehr rücksichtsvoll, er ließ die Musik nur vorne laufen wenn er bemerkte, dass ich mal wieder eingeschlafen war. Gegen Abend kamen wir in der Toskana an. Unser Haus lag auf einem Berg, wir hatten den Blick auf das Meer, auch wenn es weit entfernt war und ein wenig ähnelte die ganze Romantik einem Rosamunde - Pilcher - Film.

Die Abende verbrachten wir mit Weintrinken, Gesprächen, Spielen und Essen - die Tage mit Weinkaufen, Gesprächen, Lesen und Essen. Wir zelebrierten unser Essen und das Leben. Paula und Marcel kochten beide für ihr Leben gerne und sie waren ein küchentechnisches Dreamteam.

Ich widmete mich dem Mixen von Campari-Orange, da kann man nicht so viel falsch machen, ließ aber aus nahe liegenden Gründen keine Gelegenheit aus, die Kochkünste unserer Küchenschaben zu loben. Küchenschaben nannten sie sich selbst, es war ein munteres sprachliches

Spiel zum Thema Understatement. Sie wollten gelobt werden.

Undankbarkeit ergibt unnötige Diskussionen. Diskussionen gehören aber nicht in den Urlaub, hier wollte ich mich nur erholen und in einer Art genießerischen Starre die Zeit beobachten. Ich sah meinen Auftrag darin Musik aufzulegen, die dem Campari, der abendlichen Sonne und der Erholung entsprach. Judith leistete mir meist Gesellschaft beim Mixen und manchmal hatten wir schon zwei Campari Vorsprung, ehe die anderen aus der Küche kamen. Nach dem Essen verschwanden wir dann und spülten, während die beiden anderen den mühevoll herausgetrunkenen Vorsprung ausglich.

Es war die Idylle, es war perfekt, es war unreal, das wusste ich. Es konnte nicht gut gehen, das ahnte ich, ich wusste nur nicht, wann sich etwas ändern würde und ich wusste nicht was passieren könnte, es traf mich also vollkommen unvorbereitet. Ich war bis dahin einfach nur glücklich und dachte ein wenig zu wenig darüber nach.

# Auf der Terrasse

Ich muss dir noch was sagen,  
ich weiß nur nicht,  
wie es geht.  
(Die Ärzte)

**E**in erstes Vorzeichen war, dass Paula und ich entgegen unseren ungeschriebenen Urlaubsregeln recht wenig miteinander schliefen. Ich erklärte mir das mit Berufsstress, Umstellung, kleines Haus für vier Leute - die anderen hören einen ja ständig - und so weiter.

Die Tage verstrichen im künstlichen Einerlei des Urlaubs, die Haut hatte langsam den Kampf gegen die Bräune verloren und pulverte täglich neues Melanin an die Oberfläche. Wir hatten nicht mehr viel Zeit und langsam waren alle Themen, alle politischen und sportlichen Ereignisse, alle Filme und alle schlechten Fernsehsendungen durchgekaut und zu Ende diskutiert. Das gab Schwierigkeiten für die Auswahl guter Gespräche auf der abendlichen Menükarte und Lücken wurden durch Running-jokes ausgeglichen, die sich ergeben hatten oder im Urlaub immer einfach irgendwie ergeben.

An einem unserer fabelhaften Abende mit Campari und leckerem Essen ging Paula früh zu Bett. Marcel, Judith und ich blieben sitzen und schenkten uns noch von dem toskanischen Weißwein ein.

Ich war in der Stimmung zu rauchen, auf das ferne Meer zu schauen oder Moby Dick weiterzulesen. Noch nie hatte

ich so viel über Wale gelesen und erfahren. Nie wieder würde ich einen Wal einfach so anschauen können. Natürlich hatte ich noch nie einen gesehen, aber die Aussicht, nach Südafrika zu fahren und Wale-watching zu betreiben, flößte mir einen behaglichen Schauer ein. Das Buch hatte mein Leben und meinen Urlaub verändert. Seit Moby Dick weiß ich, dass es absolut kein guter Zug ist, wenn Menschen einander versichern, dass sie in einem Boot sitzen.

Seit Moby Dick weiß ich wie es auf einem Boot zugeht.

Seit Moby Dick möchte ich entweder dritter Steuermann oder Schiffsjunge sein, auf keinen Fall möchte ich Harpunier werden.

Wir saßen also gemütlich auf der Terrasse beisammen. Plötzlich sagte Judith:

»Ich muss dir etwas sagen, Mike. Marcel und ich bekommen ein Kind. Ich bin in der achten Woche schwanger.«

Ich schaute auf, versuchte an den Augen und dem Gesichtsausdruck irgendwie zu erkennen, welche Reaktion wohl angemessen erschien. Ein lockerer Spruch? Ein Freudensprung? Eine wohl dosierte Bestürzung? Ein joviales ‚Das ist ja ein Ding. Ihr wisst, dass ihr euch auf uns verlassen könnt?‘ Es war nicht ganz einfach überhaupt noch etwas zu sehen, die Dämmerung verschlang die klaren Konturen ihres Gesichtes, die Augen waren nicht mehr deutlich zu sehen und die Sekunden verstrichen. Ich wusste, dass nicht mehr viel Zeit blieb, ich musste reagieren.

»Wow, das ist eine Nachricht. Und... freut ihr euch?«

Das war sicherlich nicht das Gelbe vom Ei, verschaffte mir aber eine Atempause, ich konnte auch zu Marcel rüberblinzeln. Doch auch bei ihm war nichts zu sehen - ohnehin, es war eh egal, ich hatte eine diplomatische Frage gewählt, alles andere würde sich wohl ergeben. Ich hatte pariert und konnte auf alles Kommende adäquat reagieren. Eigentlich ist das überhaupt nicht meine Art, so berechnend auf eine Frage zu reagieren, aber Judith ist schnell beleidigt und bei einem so sensiblen Thema kann man sich keine Fehler erlauben, ein falsches Wort kostet die Freundschaft.

»Ja, total. Du weißt es vielleicht nicht, aber wir verhüten schon seit einem halben Jahr nicht mehr.«, sagte Judith.

»Das heißt, ihr wollt die ganze Zeit schon ein Kind?«

»Ja klar.«

»Da bin ich platt. Wir haben hier über alle möglichen ernsten und komischen Themen geredet und mit so was kommt ihr kurz vor Ende heraus? Sind wir Freunde oder was sind wir?«

Das war ein glatter Angriff auf das Vertrauen und es war auch noch pathetisch - eine grauenhafte Mischung also. Ich wusste es, konnte aber nichts mehr tun. Zum Glück war das aber überhaupt nicht ihr Thema und sie gingen drüber hinweg.

»Es ist nicht so, dass wir es nicht sagen wollten. Paula weiß es schon die ganze Zeit über, sie hat Judith sogar schon zu einem Termin bei der Gynäkologin begleitet.«

Ich merkte langsam, wie ich den Boden verlor und meine Gedanken in der Geschwindigkeit eines Videoschnittes

eines dieser VIVA-Videos durch mein Hirn rasten. Frauen gingen gemeinsam auf die Toilette - gut. Mussten sie deshalb auch gemeinsam zum Gynäkologen gehen? Ich hätte Marcel nie mit zum Urologen genommen.

Wieso hatte Paula nie etwas gesagt, was um Himmels Willen sollte diese vertrauliche Nachricht jetzt und hier, wenn es doch eh alle außer mir wussten. Wir hätten bei jedem Abendessen, bei jedem Strandtag oder weiß Gott wann darüber reden können. Warum an diesem Abend, an dem ich alleine saß?

»Was soll das? Wieso sagt ihr mir das so total vertraulich, wenn Paula schon lange als Taufpatin auserkoren ist?«, fuhr ich sie an.

»Es ist so, ich glaube Paula geht es nicht besonders im Moment und deshalb wollten wir mit dir sprechen«, sagte Judith.

»Ja klar, sie hat im Moment viel um die Ohren - du weißt ja, der ganze Mist mit den Fotos. Zu wenig Termine und die, die sie kriegt, sind zurzeit nicht berauschend. Ich meine, sie hat ja nicht studiert, um dauernd Portraits zu machen, wie man sie für acht Mark am Automaten im Bahnhof machen kann.«

»Es geht aber um etwas anderes, Mike. Paula glaubt, dass du Kinder hasst und man mit dir nicht über Kinder reden könnte.«

Ich fiel aus allen Wolken. Kinderhasser, Kinderschänder, das war so ziemlich die Reihenfolge auf der nach Null offenen Richterskala der armseligen Kreaturen.

»Keine Ahnung, wie sie darauf kommt, ehrlich nicht. Ich guck halt nicht in jeden Kinderwagen, mach ‚Huzikuzi‘ und kauf dann begeistert wildfremden Frauen im nächsten Spielzeugladen eine Rassel.«

Eine schwache Verteidigung, das war mir klar. Halb gelungen auch noch, das war mir auch klar. Natürlich hatten wir innerhalb der letzten fünf Jahre über Kinder geredet. Und wenn nicht ich, dann hatte ich wenigstens zugehört. Natürlich hatte ich mitbekommen, wie sie von ihren Patenkindern sprach, wie sich ihre Stimme irgendwie veränderte. Aber ich hatte mich stets korrekt verhalten. Ich hatte mit den Kindern gespielt und getobt, wenn sie bei uns waren, hatte Eis gekauft, nach hundert Jahren wieder Elefantenscheiße im Zoo gerochen und war als Onkel nicht nur schwer gut zu gebrauchen sondern sogar bei den Kindern beliebt.

Auf den Kommunionfeiern standen sie Schlange, um gegen mich Federball zu spielen, während die anderen Erwachsenen sich vom Mittagessen erholten, ein Stück Kuchen aßen und an dekorierten Tischen auf ihr eigenes und das Ende und das Abendessen warteten.

Beliebt war ich vor allem wegen meiner Arztspiele. Ich hatte mich auf die Rolle des Zahnarztes verlegt. Der Knüller war mein Absauggerät, das aus einer Trelluftpumpe mit einem abschraubbaren Schlauch bestand. Wahrscheinlich hatte ich dem einen oder anderen Kind sogar psychodynamisch die Angst vor dem Zahnarzt weggespielt und sie behielten ihre Milchzähne nur deshalb so lange, weil ich immer als Willkommensgruß fragte, ob sie sich schon die Zähne geputzt hätten - sonst müsste ich

eventuell bohren. Ich hätte nur nicht gewusst womit, meine Heißklebepistole schien mir dazu ungeeignet. Ich spiele mit ihnen, ich male jedem ungefragt ein Flugzeug, wenn es sein muss. Ich hatte halt nie gesagt, dass ich jetzt und hier und heute unbedingt ein Kind will.

Für meine Verteidigung - „Allemagne un point“.

»Vielleicht hast du es noch nicht gemerkt, aber es beschäftigt sie. Ich glaub, sie hat die Nase voll von dem ewigen Studentenleben - sie ist einunddreißig und ihr lebt immer noch so, als wärt ihr zweiundzwanzig, Mike.«

Der Ton von Judith wurde härter. Marcel schritt ein.

»Was sie meint ist, dass Paula irgendwie nicht an dich rankommt mit dem, was sie wirklich beschäftigt. Und sie beschäftigt sich momentan mit dem, was noch kommen soll, Mike.«

Das klang schon ganz anders. Es blieb aber dasselbe.

Mike blieb am Ende eines Satzes stehen.

»Nummer eins bin ich in meinem Herzen zweiundzwanzig, ich sehe sogar aus wie zweiundzwanzig. Ich muss immer noch meinen Ausweis zeigen, wenn ich Alkohol kaufe und Nummer zwei führen wir überhaupt kein Studentenleben, keiner studiert mehr von uns und Nummer drei finde ich, dass sie mir das selbst sagen müsste. Ich bin wirklich der Letzte, dem die Worte ausgehen oder der nicht ein Ohr für Probleme hat.«

Das stimmte natürlich nicht. Ich war bestimmt der Letzte, der die Ohren zumachte, ich war aber auch der Letzte, der den Mund aufmachte. Scheiße - alles Scheiße! Es wäre ein gutes Schlusswort gewesen. Judith hätte Paula erzählen

können, dass sie mit mir reden müsste, weil sie mit mir nicht reden konnten und wir hätten geredet. Es hätte sich alles aufgelöst, wir hätten miteinander geschlafen, wir wären vielleicht sogar an dem Abend mal wieder gemeinsam ins Kino gegangen. Es war aber nicht so, es war noch lange nicht Schluss, die Tagesordnung verlangte das Abarbeiten aller Punkte.

»Mein Gott, wir wollen doch nur, dass du mal darüber nachdenkst und mit Paula redest. Paula ist meine Freundin, ich hab gesehen, wie sie geweint hat als ich mit dem Mutterpass in die gynäkologische Sprechstunde gegangen bin. Es ist an der Zeit sich mal Gedanken zu machen, was ihr eigentlich in Eurer Beziehung wollt, was kommen soll. Jedenfalls ist es genau das, womit Paula sich den ganzen Tag beschäftigt.«

Paula hatte geweint. Paula hatte geweint. Paula hatte geweint. Paula hat vor mir, glaube ich, noch nie geweint. Mir schnürte es die Kehle zu und der Magen wurde trotz zwei Kilo Pasta zur Murren.

»Was soll das heißen, Paula hat geweint? Was ist das für eine Frage, was wir in unserer Beziehung wollen? Wir wollen das Gleiche wie alle! Wir wollen glücklich sein und sind froh, dass es jemanden gibt, der bereit ist, mit dem Anderen zu leben.«

Ich wurde lauter und das gefiel mir nicht, ich merkte, wie der Lehnstuhl immer mehr zur Anklagebank mutierte und der Wein schmeckte plötzlich nach Kork. Marcel schritt wieder ein, er schritt immer ein, wenn Judith zu heftig wurde. Er war so eine Art unbestellter Anwalt meiner toskanischen Gerichtsverhandlung.

»Ich hab gestern lange mit Paula gesprochen, als du mit Walkman durch die Felder marschiert bist. Ihr müsst reden, Mike. Wir sind Eure Freunde und wir wollen uns nicht irgendwann entscheiden müssen, wen wir noch sehen wollen oder wen wir zum Geburtstag einladen können.«

Das war unglaublich - man sitzt abends mit Freunden auf einer Terrasse, trinkt Wein, raucht und plötzlich trennen sie einen, sie reden einem die Freundin weg. ‚Hey, was bist du für ein Anwalt? Du bist ja ein Nebenkläger oder ein Staatsanwalt‘, schoss es mir durch den Kopf. Ich wurde ernst.

»O.K. Marcel. Dann anders herum. Was ist los, was hat Paula euch oder dir gesagt, damit ihr es mir sagt? Was kann sie mir nicht selber sagen?«

»Sie hat wegen der Schwangerschaft von Judith angefangen nachzudenken - über euch, über eure Beziehung, über eure Lebensform, über dich, über Ihre Ziele und über die Zeit, die ihr noch bleibt.«

Jetzt wurde mein Dickdarm zum Regenwurm. Paula fing also mal eben an, das gesamte Leben anzufragen - nicht mehr und nicht weniger. Das klang stark nach Krise, nach Torschlusspanik, nach Therapie, nach Umbruch und Aufbruch oder wenigstens nach verdammt ungemütlichen Wochen. Grundsatzfragen, weiß Gott, die sollte man sich tunlichst nicht zu oft im Leben stellen.

»Was gefällt ihr an unserer Lebensform nicht?«

‚Eins nach dem anderen - ich kann nur eins nach dem anderen angehen‘, dachte ich. Die Lebensform schien mir

das Einfachste zu sein, die war tadellos, daran gab es gar nichts auszusetzen. Als Krönung wollte ich mir für den Schluss die Frage aufheben, was ihr an mir nicht gefalle. Da kannte ich zwar schon eine Menge Punkte, die Änderung war aber aussichtslos. Sie hätte Millionen für kosmetische Korrekturen, Aufbaupräparate für mehr Muskeln, Trainingseinheiten und Weiterbildungsmaßnahmen zum Erlernen eines einträglichen und guten Berufs verschlungen. Nicht zu vergessen die Therapiekosten, um auf einer Couch liegend, an die ganzen ungelösten Konflikte zu kommen, die die Basis meiner Konfliktunfähigkeit darstellen. Also begann ich mit dem Vorspiel meines Untergangs, mit der Frage nach der Lebensform. Marcel antwortete:

»Sieh mal, ihr seid jetzt mehr als fünf Jahre zusammen. Ihr habt immer noch zwei getrennte Wohnungen, es gibt - jedenfalls was Eure Lebensform angeht - einfach keine Gemeinsamkeiten. Judith und ich kannten uns nur zwei Monate und wir sind zusammengezogen. Das war nicht einfach, aber ohne das wären wir heute nicht da, wo wir jetzt sind. Du hast deine Wohnung, sie ihre. Die liegen zwar nahe beieinander, aber es ist immer wie Camping, wenn man abends seine Sachen packt und zum Anderen geht. Das zum Beispiel stört sie.«

Langsam wurde ich sauer. Weniger wegen der Tatsachen, die Paula mir durch die Rohrpost Marcel zusendete, als vielmehr über die Lebensbelehrung.

»Aber ihr macht alles richtig, ja?«

Ich kannte alle Modelle des Zusammenlebens, ich kannte WGs, kannte Wohnheime, kannte kleine Wohnungen mit glücklichen Paaren, kannte riesengroße Häuser mit deprimierten Paaren. Ich hatte ‚Mein Herz so weiß‘ von Marias gelesen und ich wusste, dass man einen Menschen, mit dem man zusammenlebt, nie wieder abholen konnte, um mit ihm ins Kino zu gehen. Ich wusste, dass Wohnung, Beziehung und Liebe streng voneinander zu trennen waren.

»Ich und eine eigene Wohnung. Das ist keine Wohnung, das ist der größte begehbbare Kleiderschrank. Der hat sogar eine Küche. Da bin ich nur, wenn sie für mehrere Tag unterwegs oder noch nicht Zuhause ist. Ich lebe seit zwei Jahren bei ihr, wir leben seit zwei Jahren zusammen. Wir haben sogar einen gemeinsamen Fernseher gekauft. Von Camping kann da doch wohl keine Rede sein.«, warf ich ihnen entgegen.

Alibi, alles Alibi und es kostete nur fünfhundert Mark im Monat, das war es mir locker wert. Wie teuer unser gemeinsamer Alibifernseher war, hatte ich vergessen.

Ich hatte die Vorzüge der doppelten Wohnung auf einer geheimen Liste in meinem Hirn gespeichert, sie konnte bei Bedarf jederzeit ausgegraben und vorgelesen werden. Es gab auf dieser Liste unterschiedliche und teilweise wirklich starke Argumente. Mehr als einmal hatten Freunde uns besucht und sich in meinem Kleiderschrank mit Kochgelegenheit eingenistet. So konnte man die Freundschaft erhalten, keiner war gezwungen jede Minute mit dir zu verbringen. Niemand brauchte über rumliegende Koffer zu fallen, sich über Pinkelspritzer auf der Klobrille zu

ärgern oder wegen Rückenschmerzen nach Nächten auf Ausklappsofas frühzeitig abreisen. So einfach ist das.

»Es geht doch nicht um die Wohnung oder sonst was. Es geht doch um Liebe, mein Gott, wir sind doch zusammen, weil wir zusammen sein wollen, weil wir uns lieben.«

Das war nicht nur hilflos, sondern auch naiv und doof und von so grundsätzlicher Art, wie ich es freiwillig selber nie sagen würde. Also ging man über diesen existenziellen Einwand einfach hinweg.

»Sag mal bist du so blöd oder willst du das einfach nicht verstehen? Es geht nicht um die Häufigkeit der Nutzung deiner Wohnung oder sonst was, es geht um das Gemeinsame. Es geht um ein Zuhause. Es geht darum, dass man sich entscheidet, dass keiner einfach woanders hingehen kann.«

Judith konnte manchmal recht ungemütlich werden.

»Ich bin noch nie woanders hingegangen - bei keinem Streit und auch sonst nicht. Ich bin bei ihr, ich lebe bei ihr, ich bin doch gar nicht woanders.«

Überzeugend war das nicht gerade und Judith gab sich damit nicht zufrieden.

»Mike, ich glaub, du hast keine Ahnung, wovon Paula träumt. Ich mein, du bist weit über dreißig, Paula einunddreißig, alle unsere Freunde sind dreißig oder darüber hinaus. Man muss irgendwann einmal ein Leben führen, wie ein Dreißigjähriger, jedenfalls wie ein Erwachsener.«

Ich war auch über dreißig und erwachsen. Aber damit nicht genug. Alle waren dreißig, das machte es so schwer überhaupt noch etwas Lustiges oder Neues zu erleben.

Die Sahnzeiten waren vorbei, es gab so unglaublich viel, das man schon erlebt hatte. Jetzt begann die Zeit der Wiederholungen.

Und das immer gleiche Programm einer Spielzeit ist nie so spannend, wie die Premieren. Ich wollte nicht verreisen müssen, ich wollte im Hier und Jetzt Neues erleben und im Hier und Jetzt gab es einfach zu viel Altbekanntes. Man hatte Frauen geküsst, hatte mit ihnen geschlafen, hatte sich getrennt, man hatte unzählige Kinofilme gesehen und vergaß mittlerweile wie sie hießen, man hatte Diskotheken und Rockkonzerte besucht.

Das mit den Konzerten war das Schlimmste. Das Gefühl - ein Star steht vorne auf der Bühne und ich bin dabei - es kam nicht mehr auf. Aus den Stars wurden, unbemerkt von der Zeit, normale Menschen. Es waren alles nur noch Sänger oder Gitarristen, manchmal blieb man nicht einmal mehr bis zum Ende der Zugaben, nur um rechtzeitig und als Erster aus dem Parkhaus zu kommen. Die Welt wurde kleiner und Augenblicke verloren ihre Einmaligkeit, ihre Leitfiguren, ihre Stars.

An schlimmen Tagen schmerzten einem ab der Hälfte des Konzerts sogar die Beine, man träumte von bestuhlten Konzerten und die Enge ausverkaufter Hallen begann zu nerven. Aber das war nur die eine Seite der rostenden Medaille.

Viele der alten Freunde waren längst verheiratet, erzählten am Telefon von Zähnekriegen und ersten Worten. Ich konnte fließend Sprechen, Paula auch. Wir hatten unsere gesamten Zähne bereits bekommen, die ersten gingen beim Zahnarztbesuch schon wieder drauf. Die anderen

arbeiteten sich entweder halb kaputt oder erzählten von Profiten am neuen Markt, Aktien, die man jetzt unbedingt zeichnen müsste oder über das Kreditvolumen für die Wohnung. Oder sie sprachen über all das gleichzeitig. Aktien konnten wir uns nicht leisten, Kredite für Eigentumswohnungen waren kein Thema. Mehr als einmal hatten wir ehemalige Freunde besucht und wussten, dass ein weiteres Treffen in absehbarer Zeit nicht notwendig sein würde. Jedenfalls solange nicht, bis wir basteln wollten, uns mit der Geschichte von St. Martin vertraut gemacht hatten oder begriffen, dass vor allem die Logistikbranche in Zukunft hohe Renditen abwerfen würde. Man sah die Freunde nicht mehr, man ging mit ihnen nicht mehr einfach und spontan aus, man fuhr auf Termin irre weit hin. Wir wurden auf Geburtstage eingeladen, die mittags stattfanden, wir hatten uns auf Partys gelangweilt, die um halb zwölf zu Ende waren. Nicht ich - wir beide hatten uns gelangweilt. Wir hatten im Auto traurig den Kopf geschüttelt, waren nach frühzeitig beendeten Partys zurück nach Köln gefahren, um zu tanzen und zu trinken und so etwas wie Nachtleben zu leben.

Zähne, Wörter, Kinder?

Keine Spur von permanenter Beschäftigung mit Kinderspielen und Kinderbüchern bei Paula, kein Rückzug mit einer Freundin in die Küche zu einem vertraulichen Frauengespräch über die Entbindung und über die tolle Aufgabe, die es jetzt gab. Nichts - absolut nichts. Wir hatten uns, wir hielten das gesamte gute Glück einfach in den Händen.

»Paula und ich führen das Leben von Dreißigjährigen. Wir kochen abends zusammen, wir sehen zusammen fern, wir trinken Wein und kein Bier, wir treffen euch, um mit euch zu kochen, fernzusehen und Wein zu trinken, wir waren vor hundert Jahren zuletzt mal auf einem Konzert und eine ganze Nacht durchgemacht haben wir schon seit Ewigkeiten nicht mehr. Ich hab sogar vergessen, wo man nach ein Uhr überhaupt noch hingehen kann.«

»Mein Gott, du kapiert es nicht. Ihr seid die letzten unter unseren Freunden, Mike. Judith und ich werden heiraten, wir bekommen ein Kind, fast alle anderen sind verheiratet, bei euch tut sich nichts, nicht mal eine gemeinsame Wohnung. Ich glaube - Paula hat nichts darüber gesagt - sie hätte einfach irgendwann gerne ein Kind und möchte heiraten.«

Ich war drauf und dran Marcel mit harten Fakten zu bombardieren und ihm all die Trennungen aufzählen, die gerade anstanden, all die Gänge zu teuren Scheidungsanwälten oder zu Mediatoren, die Kämpfe ums Sorgerecht, die gescheiterten Baupläne, die aufgesuchten Therapeuten oder die resignierten Freunde, die Paula und mich immer anriefen, um in jedem zweiten Satz zu betonen, dass wir es ja gut hätten, dass wir noch was erleben würden, dass wir ja noch Zeit für uns als Paar hätten, dass wir noch entscheiden könnten, ob wir unsere Eltern sehen wollten oder nicht. Bei den anderen kamen die Eltern einfach - unangemeldet - als Besuch oder als Kinderbetreuer, anderenfalls als sehnsüchtige Großeltern, die von dem Enkelkind im täglichen Rhythmus einige Dutzend Fotos mach-

ten, um auch ja den Verlauf der Entwicklung anständig zu dokumentieren.

Die Geburt eines Kindes oder Enkelkindes war der Anlass, sich eine digitale Filmkamera zu kaufen. Bewegte Bilder von der Kleinfamilie als Höhepunkt der eigenen Doku-Soap. Wahrscheinlich schrieben die ganz Ambitionierten im Verborgenen Drehbücher, wurden Kindergeburtstage mit Kulisse und ausreichender Beleuchtung ausgestattet.

»Die Fotoalben finden in zehn Jahren nur noch im Anbau Platz, wenn ihr so weiter macht«, das hatte meine Paula mal zu ihren Eltern gesagt, als ein Fotoshooting ihrer Nichte anstand.

»Aber wenn ihr wollt, könnt ihr mir die Negative geben und ich brenn euch die Fotos auf CD, das spart Platz.«

Damals war ich platt vor Freude und Erstaunen und musste stark an mich halten, um nicht vor innerem Lachen zu explodieren. Meine Paula! Und jetzt? War es wirklich so, wie die beiden es erzählten?

Mir wurde schwindelig. Der Alkohol hatte seine Wirkung getan. Vielleicht war es aber auch nicht der Alkohol, es war egal, ich hatte genug gehört, hatte genug eingesteckt, hatte genug Stoff zum Nachdenken, hatte genug von Marcel und Judith und stand auf.

»Das ist mir alles zu blöd. Ich geh ins Bett. Lasst den ganzen Kram hier ruhig stehen. Glückwunsch noch mal. Gute Nacht.«

Ich ging und setzte mich still ins Bad. Ich war einfach noch nicht so weit, um ins Bett zu gehen. So machte ich

es mir auf dem Rand der Badewanne bequem und rauchte. Erst eine Stunde später war alles ruhig. So lange hörte ich sie noch tuscheln und mit dem Geschirr und den Gläsern klappern. Als der Badewannenrand zu hart wurde, öffnete ich vorsichtig die Tür und ging raus. Leise ließ ich sie ins Schloss gleiten, nachdem ich die Kippen in den Mülleimer geworfen und das Fenster aufgemacht hatte.

Ich wollte eigentlich noch nicht zu Paula, mir fror bei der Idee, dass sie wach sein könnte und als Verfassungsrichterin ein endgültiges Urteil fällen würde. Ich konnte aber auch nicht die Nacht im Bad verbringen. Also ging ich rein, zog leise meine Klamotten aus, legte sie über einen Stuhl und ging ins Bett. Ich bemühte mich, die Decke nur so weit hoch zu heben, wie unbedingt nötig war, damit ich darunter kriechen konnte. Ich legte mich still auf den Rücken und achtete darauf, Paula nicht zu berühren. Es nutzte nichts, sie wurde trotzdem wach, jedenfalls regte sie sich. Ich nutzte die Gelegenheit und legte mich auf die Seite, das Gesicht von ihr weggedreht. Ihr Arm umschloss meine Schulter und landete auf meinem Bauch. Schlafritus. Sie sagte:

»Da bist du ja. Alles klar? War es spannend?«

Sie dachte wahrscheinlich, dass wir wie üblich Siedler oder Karten gespielt hätten.

»Alles klar, ich habe gewonnen, schlaf jetzt«, sagte ich und legte meine Hand auf ihre.

»Hmh. Bin stolz auf dich«, murmelte sie und rückte noch ein wenig näher.

Es gab kein Entrinnen. Kurz nach dem »dich« war Paula bereits wieder eingeschlafen. Ich hielt die Augen offen und dachte nach. Irgendwann kam dann doch die Müdigkeit und mitten im Ausformulieren eines Satzes für das ernste Gespräch mit Paula schief ich sang- und klanglos ein.

# Zuhause

Zuhause zwischen vier Wänden,  
wo deine Tage beginnen und enden,  
grüßt die Staubmaus vom Regal  
und lächelt fahl.  
(Panorama)

**D**er nächste Morgen war komisch. Marcel und Judith bemühten sich krampfhaft um Normalität, vielleicht waren sie aber auch einfach normal, ich jedenfalls war schweigsam und achtete auf verschwörerische oder viel sagende Blicke zwischen Judith und Paula. Die gab es nicht und Paula war wohlauf und heiter. Sie wollte irgendwo hinfahren und war unternehmungslustig. Das hieß in aller Regel eine neue Stadt zu besichtigen oder auf eine ausgedehnte Fotosafari zu fahren.

Mir war überhaupt nicht danach, ich wäre gern ein wenig alleine durch die Felder gegangen und hätte in Ruhe nachgedacht. Ich meine nicht Rennen oder Wandern, sondern ganz einfach gemütliches Laufen. Die Generation unserer Eltern nannte es ‚Spazierengehen‘. Eine Disziplin, die sonntags immer ausgeübt wurde und absolut daneben war, jedenfalls empfand ich das als Kind so. Für manche Sachen braucht man eben Zeit, um sie schätzen zu lernen, für manches muss man erst erwachsen werden.

Bei Wein ist es auch so. Als wir Vierzehn waren, hatten wir uns immer Hansapils an einer Tankstelle gekauft und uns dann an das Ufer unseres Badesees zurückgezogen, um über die wichtigen Belanglosigkeiten von 14-jährigen

zu sprechen. Wein war ein Getränk für Erwachsene. Heute trinke ich Wein.

Wein ist ein göttliches Getränk - eine einfache Traube wird ausgepresst, der Saft in Fässer gefüllt und vergessen und dann nach ein paar Jahren wieder entdeckt, zufällig, weil man mal gerade in den Keller gegangen ist. Für einen guten und trockenen Riesling lasse ich jedes fünf-Liter-Fässchen Bier unbeobachtet in den Rhein rollen. An besonders guten Tagen geh ich sogar in eine Weinhandlung und lass mich beraten. Ich verstehe zwar kein Wort und ich bin dem Verkäufer hoffnungslos ausgeliefert, aber das macht nichts. Die wenigsten verstehen ein Wort, wenn sie ein Instrument kaufen wollen und beraten werden. Von Instrumenten verstehe ich etwas, von Wein nichts.

Wenn der empfohlene Wein gut schmeckt, dann muss man etwas Geld ansammeln und sich sofort eine ganze Kiste kaufen. Das verschafft guten Wein und Respekt. Es dauert nicht lange und der Weinhändler kennt einen mit Namen.

So einfach ist das.

Mir war aber so früh am Morgen noch nicht nach Wein, mir war nach Paula, nach ihrem Duft, nach ihrem Rücken, nach ihren kleinen Gesten, die mich fast umbrachten, für die ich locker Eintrittsgeld bezahlen würde, um sie aneinander gereiht anzuschauen: Zurechtlegen des Kopfkissens. Abtasten der Raumtemperatur am Morgen, indem sie einen Fuß unter der Decke hervorschiebt und wie einen Radarschirm dreht. Kratzen zwischen den Schulterblättern mit dem Arm von unten her. Aufhängen von Socken mit Wäscheklammern. Kalte Füße in einer sagenhaften Ge-

schwindigkeit aneinander reiben. Sorgfältiges unter die Mütze Schieben der Haare.

»Mike, hallo, jemand da?«

Ich blickte in Paulas lachendes Gesicht und musste sofort zurücklächeln.

»Klar doch, klar. Was gibt's - ähm also für was habt ihr euch entschieden?«

Alle lachten, sie hatten sich also gar nicht entschieden, sie hatten wahrscheinlich sogar längst ein völlig anderes Thema als die Verplanung der Zeit angerissen.

»Wir haben uns entschieden, dass die Marmelade leer ist und wir neue brauchen«, zwitscherte Paula.

»Kann ich mal den Kaffee haben? Ich glaub, ich muss erst einmal richtig wach werden«, sagte ich und war wieder mittendrin, zurück, gelandet und froh, dass es nicht zu kompliziert zu werden schien.

Wir frühstückten in Ruhe, es war das vorletzte Frühstück in Italien und alle überfiel so etwas wie ein bisschen Wehmut. Die Sonne brannte schon und wir setzten uns so, dass wir die Wärme ins Gesicht bekamen. Wehmut fängt man normalerweise damit auf, dass man sich während des Urlaubs dauernd schon mal sagt, wie schön der Urlaub doch war. Mittendrin, einfach so, als wäre er schon in die Alben eingeklebt. So war es auch diesmal, Marcel hatte ein punktgenaues und einzigartiges Resümee gezogen und alle wichtigen Stationen und Erholungsmomente nochmal sorgfältig wiederholt. Redakteur ist eben Redakteur und gelernt ist gelernt. Ich glaube, auch jemand, der

gar nicht dabei war, wäre erholt gewesen. Wahrscheinlich zeichnete er die Rede in diesem Moment auf seinem inneren Tonband auf, um sie auf Verlangen der Redaktion, unseren anderen Bekannten oder der ganzen Nation mitzuteilen.

Der Tag plätscherte dahin, aus der großen Unternehmung wurde am Ende ein Einkauf von Wein und Marmelade in der nächst größeren Ortschaft. Im dortigen Lebensmittelladen einzukaufen war sagenhaft anders als in dem, der in unserem Ort lag. Unterschiede, die Unterschiede machen. Ich genoss die letzten Tage der Sonne, der Farbe und der uneingeschränkten Nähe mit Paula.

Abends gab es zum Glück keine weiteren Überraschungen mehr, wir spielten, hörten Musik, rauchten und gingen irgendwann angetrunken und fröhlich zu Bett. Paula und ich schliefen in der letzten Nacht unseres Urlaubs heftig miteinander - Bundesligasex - fast so, als hätten wir uns vorher getrennt. Abschiedsabende in einem Land oder von einer Insel verbringt man stöhnend im Bett. Das ist eine unbedingte Pflicht für den Urlaub und gehörte daher zu den ungeschriebenen Gesetzen. Wir haben uns immer daran gehalten, es war also nicht besonders verwunderlich, dass wir auch diesen letzten Abend miteinander schliefen. Nie würde ich noch einmal auf die gleiche Insel oder in das gleiche Land fahren, wenn die letzte Nacht nicht mit ihrem Atem auf meiner Haut, ihrer Zunge in meinem Ohr, meiner Hand in ihren aufgewühlten Schamhaaren endete.

Ich liebte es, meine Hand zwischen ihre Schenkel zu legen, wenn wir miteinander geschlafen hatten. Ich ließ sie

einfach zwischen ihren Beinen liegen, tastete mich mit dem Zeigefinger etwas vor und spürte die Feuchtigkeit und Wärme.

Das war die pure Energie. Irgendwann schliefen wir ein - trotz der Energie.

Das letzte Frühstück kann ich nie genießen. Man schmiert sich die Marmelade doppelt so dick auf das Brötchen, nur damit man sie nicht wegwerfen muss. Um sie mit nach Hause zu nehmen, ist es aber zu wenig - das letzte Frühstück besteht aus einer Ansammlung solcher inneren Konflikte und schmeckt daher nicht. So war es auch diesmal.

Danach wurde alles schnell eingepackt und noch ein feierlicher letzter Satz auf der Terrasse gesprochen. Der ging zu Ehren des Landes und der Sonne.

Die Rückfahrt selbst war zermürend. Ich konnte nicht richtig schlafen und ab Mailand begann die Regenzeit, die Richtung stimmte also. Wir fuhren über den Pass und ersparten uns den stinkenden und heißen Tunnel. Es half aber nichts, alle reisten zurück, alle waren genervt, alle standen im Stau, alle hatten Tiefkühlboxen mit kalter Cola im Wagen - nur wir nicht. Es war irgendwann mitten in der Nacht, als wir nach Köln reinfuhren.

Man muss schon hier leben, um zu verstehen, dass einem beim Anblick des erleuchteten Doms von der Zoobrücke aus beinahe die Tränen in die Augen schießen. Meine waren sogar noch offen und ich war aufgedreht und hellwach als wir schließlich in ihre Wohnung kamen. Eigene Wohnung - was für ein Quatsch - natürlich blieb ich dort und es würde wahrscheinlich vier oder fünf Tage dauern, bis ich die Reisetasche entleert, die Klamotten bei mir

gewaschen und im Regal verstaut hatte. Im Unsichtbar-  
machen einer Reise war Paula wahrscheinlich Vizewelt-  
meisterin, sie ließ es sich nicht nehmen, noch in der Nacht  
die erste Maschine anzuwerfen. So war sie eben.

Das hieß für mich, dass ich ihr am nächsten Morgen wie-  
der beim Sockenaufhängen zusehen konnte und das war  
nicht das Schlechteste.

Jeder sorgte in seiner Wohnung für Ordnung, ich saugte  
also wenig bei ihr und auch wenig bei mir, dafür spülte ich  
mir in ihrer Küche regelmäßig die Hände auf ein Durch-  
schnittsalter von achtzig und war Getränkebeauftragter.  
Hätten wir einen Garten gehabt, dann wäre ich wohl für  
den Rasen und Paula für die Blumenbeete zuständig ge-  
wesen.

Die nächsten Tage vergingen im klassischen Trott des  
Posturlaubtraumas. Kaum vierundzwanzig Stunden zu  
Hause, schon hatte ich das Gefühl, nie weg gewesen zu  
sein. Das Erstaunen über die große Wohnung, nachdem  
wir zwei Wochen in einem kleinen Zimmer gewohnt hat-  
ten, hielt für ca. zwanzig Minuten, dann schrumpfte die  
Welt wieder auf Normalgröße zusammen und das kurze  
Luxusleben in den eigenen vier Wänden war vorbei. Die  
Arbeit fing wieder an.

Paula ärgerte sich mit langweiliger Portrait- und Hoch-  
zeitsfotografie herum und schrieb Briefe an Agenturen, in  
der Hoffnung, dass man ihre Mappe sehen wollte und sie  
für ein paar interessante Modejobs buchen würde. Sie war  
frustriert, weil es nicht so voranging, wie sie es sich damals  
vorgestellt hatte, als sie nach dem Studium nach Köln, in

die Medienstadt schlechthin, gezogen war. Jetzt war sie seit sieben Jahren hier und hatte gehörig viele Träume in der Dunkelkammer begraben und im Fixierbad ertränken müssen. Den Job selbst fand sie aus mir völlig unverständlichen Gründen immer noch gut. Ich selbst konnte dem Ablichten von belanglosen Köpfen und weißen, meist gestressten Bräuten, nichts abgewinnen.

Wenn ein junger Erwachsener auf einen vernünftigen Vater trifft und ihm sagt, er will freier, besser gesagt voguefreier Fotograf werden, dann sollte der Vater ihm diesen Gedanken aus dem Kopf und Körper prügeln. Doofe Berufswünsche fordern doofe Erziehungsmethoden geradezu heraus.

Ich habe einen guten Beruf. Ich bin Musiker. Ich verdiene mein Geld unterer anderem durch gelegentliche Konzerte mit verschiedenen Musikern. Bands gibt es schon lange nicht mehr, der miese Geruch des abgestandenen Biers der letzten Woche, der kalte Rauch der Zigaretten, die Feuchtigkeit, das planlose Rumklimpern im Proberaum, all das ist vorbei.

Projekt thrills.

Hier ein Anruf, da die Noten, drei Proben, Konzert, Kasse - Klasse. Nur, dass es halt nicht immer klasse ist und die Kasse schon lange nicht mehr stimmt. Es gibt keine Festgagen mehr, es gibt immer schlechteres Catering, es gibt aber vor allem immer weniger Menschen, die bereit sind, sich Livemusik anzuhören. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass es immer schwerer wird, seine Auf-

tritte zu bekommen. Drehende Plattenteller sehen attraktiver aus als schwitzende Bassisten.

Reality bites.

Ganz zu schweigen davon, dass ich irgendwann die Lust verlor, alle meine Trommeln in Kartons zu verpacken, stinkende Becken ständig auf- und abzumontieren und mir an der Hardware die Finger zu zerquetschen. Aus diesem Grunde hatte ich mein schickes und riesiges achtzig-jähriges Schlagzeug auch radikal abgerüstet. Wollte ich früher mindestens je vier Hänge- und Standtoms auf der Bühne haben, um mich in den Vordergrund zu spielen, so suche ich jetzt nach einer Möglichkeit, nur Basedrum, Snare, HiHat und ein paar Becken zu benutzen.

Ich erkläre das mit Minimalismus, und Konzept und so. Es klingt nach einem ziemlich erwachsenem Statement eines gereiften Musikers.

Ich bewege mich im musikalischen Mittelfeld, das heißt zweite Liga ohne Chance auf Aufstieg. Es gibt keine Möglichkeit und auch keine Notwendigkeit, sich in den Vordergrund zu spielen. Unser Vordergrund spielt sich schon lange im Hintergrund des Musikbusiness ab. Nur die Bundesligabands haben ausreichend Betreuer, um sich in den Vordergrund zu spielen, sie haben einfach zu wenig zu tun, da kommt man schon mal auf solche Gedanken.

Die kleineren Bands erledigen alles selber und liegen nicht bis eine Stunde vor Konzertbeginn noch gelangweilt im Pool eines Hotels rum. Eigentlich gibt es gar keine Zeit für Vordergründiges, wenn man den Hintergrund gleichermaßen mit abdecken muss. Wir arbeiten hart für unser Publikum. An guten Abenden kommen trotz schlech-

tem Projekt 200 - 300 Zuschauer, an schlechten Abenden trotz gutem Projekt zwölf. Wenn es das Schicksal richtig übel meint, dann kennt man von den zwölf Gästen mindestens sechs und von denen stehen garantiert vier auf der Gästeliste.

Ich schreibe mir die schönsten Lügen, die man aufgetischt bekommt, regelmäßig auf.

»Normalerweise ist der Laden hier immer brechend voll.«

»Ihr habt heute Pech, der Fußballverein macht eine Parallelveranstaltung.«

»Es ist nicht so, dass sie euch nicht mögen, die Leute hier sind halt 'was ruhiger.«

»Das war echt klasse. Wir rufen euch an und machen bestimmt nochmal was zusammen.«

Es gab aber auch erschreckende Wahrheiten, die noch bitterer schmeckten, als die Lügen.

»Das ist hier eher so ein Bluesladen, auf dem Demotape habt ihr irgendwie andersgeklungen.«

Die übelste Wahrheit erfuhren wir in der Nähe von Leipzig:

»Die Leute stehen einfach nicht mehr auf den alten Kram. Eigentlich wollten wir schon nach dem letzten Konzert aufhören, aber wir hatten ja schon den Vertrag mit euch gemacht und da haben wir gedacht, dass Spielenlassen immer noch besser ist, als Konventionalstrafe zu zahlen.«

Das war der Wendepunkt des Steinbocks, jedenfalls mein persönlicher Wendepunkt und ich bin Steinbock. So war ich vor ein paar Jahren zu meinen Schlagzeugschülern wie die Jungfrau zum Kinde gekommen, irgendwie ungewollt

und beinahe unschuldig. Auf jeden Fall ging ich unbeleckt und unbeleckt ans Werk und vermittelte nach bestem Wissen und Gewissen das, was ich vermitteln konnte. Der Unterschied zwischen musikdidaktischen Überlegungen und musikdidaktischem Überleben war offensichtlich und so landeten die Theorien im Korb, was mir erstaunlicherweise mehr Schüler einbrachte, denn es sprach sich herum, dass ich mit den Schülern das machte, was sie interessierte. Ich lebe gut damit, ich lebe gut davon, es gibt keinen Grund dafür, mit dem Schicksal zu hadern.

Paula war immer stolz auf mich und schaute gelegentlich bei Konzerten vorbei. Ansonsten war sie eher zurückhaltend, keine dieser Frauen, die sich in die erste Reihe stellen, auffallend tanzen und die ganze Zeit über unmissverständlich zeigen, dass sie mit einem der Stars auf der Bühne zusammen ist.

„That’s the way I like it.“

Der Starrummel ist ja eh nicht so groß und langsam verliert sich die Idee, noch einer zu werden. Was wächst, ist die Plattensammlung der eigenen Werke; nicht zu verachten, wenn es darum geht, schnell und unmissverständlich Eindruck bei einer Frau zu schinden. Zuletzt war mir das bei Paula gelungen, danach gab es keine weitere Notwendigkeit mehr.

Als Lehrer zu arbeiten hat andere Ebenen des Leids. Meine üblichen Schlagzeugschüler, die ich betreue, schleppen pausenlos beschissene Musik an, zu der sie unbedingt den Rhythmus mittrommeln wollen. Walkman auf, hebt die Schlagstöcke, an die Gewehre und ab geht’s - Vengaboys und -girls. Ich bin aber froh, sie so bei der Stange zu hal-

ten und ein regelmäßiges Einkommen zu haben, da kann ich mir kein Seminar in Sachen Musikerziehung zum Thema: Der Verantwortungsbegriff im Text von ‚Uh - we‘ re going zu Ibiza‘ leisten.

‚Ich weiß, ihr liebt den Scheiß von Afrob - Danke Chemnitz.‘ Volle zwölf Wochen musste ich arbeiten, bis Jochen in der Lage war, Teile des Livealbums von Freundeskreis Allstars mitzutrommeln. Das hieß aber insgesamt ca. sechzehn Stunden hören und ausnotieren für mich - unbezahlt, als Freundschaftsdienst für einen der richtig guten Schüler, die das Herz mit Stolz erfüllen. Richtig nett ist er natürlich auch, sonst hätte ich das gar nicht gemacht. Am Ende war ich nahe daran, sogar die Ansagen in der richtigen Tonlage aufzuschreiben.

‚FK All Stars - we are all stars- everybody is a star hahaha.‘  
Das Ende in C.

Die Kids sind klasse, sie sind cool, sie sind lustig, sie leiden nur unbewusst darunter, dass sie willenlos dem Diktat der Industrie folgen. Und das bedeutet in erster Linie Songs zu mögen, die vor gar nicht allzu langer Zeit, völlig zurecht, als entartete Musik verboten worden wären. Ich wünschte mir manchmal, dass der Begriff weniger ideologiebelastet wäre. Er hätte von mir sein können.

Ist nicht schlimm, sage ich mir oft, es geht ja nicht um das Leben, Hauptsache sie haben Spaß daran, ein Instrument zu lernen, haben Spaß an mir, haben spaßige Eltern, die regelmäßig die Stunden bezahlen und fangen nicht plötzlich an, Tischtennis zu spielen oder anderen Käse zu machen. So welche gibt's auch, die haben dann keine Lust mehr auf Musik, das Üben ist ihnen zu anstrengend ge-

worden. Alles eine Frage des Alters. Sie wissen wahrscheinlich noch nicht, dass ein Tischtennispielender Leistungssportler mehr üben muss als ein solider Schlagzeuger. Geld ist weder mit dem Einen, noch mit dem Anderen zu verdienen. Als Musiker fährt man aber irgendwann einmal in große Städte, als Tischtennispieler traktierst du die Joola-Platten und Schildkrötbälle in Provinzstädtchen. Wen das mehr interessiert als Musik, der hat es eben nicht anders verdient.

## Im Wohnzimmer

Merkst du was ich merke?  
Wie sich mystery/story und hystery  
und hisstory verstärken.  
Falls es nicht Liebe ist, wird es die Bombe  
beziehungsweise Kiste sein.  
(Blumfeld)

Unsere Bombe ging erst ein paar Wochen später los. Wir hatten uns eigentlich dem Fluss unseres Alltags hingegeben und schwammen munter mit. Wir arbeiteten, tauschten uns aus, gingen hin und wieder weg.

Marcel und Judith hatten wir seit mehreren Wochen nicht gesehen, es gab auch im Moment nichts Neues zu berichten und wir brauchten alle etwas Zeit, um neue Themen zu sammeln, die ein Treffen notwendig machen würden.

Judiths Schwangerschaft war ihr immer noch nicht anzusehen, sie rauchte nicht mehr, das war das Einzige, was neu war. Marcel hatte entgegen meiner Vermutung keine Reportage über die Toskana gemacht. Reisen war ja auch eigentlich nicht sein Gebiet. Er hatte über mehrere Konzerte berichtet, von denen mir so ziemlich alle egal waren, ich kannte nur wenige der Bands, die er sich angeschaut hatte oder anschauen musste. Er zog also mit seinem Sony Walkman los, fing Stimmen nach dem Konzert ein und berichtete manchmal brav und manchmal kritisch über das, was eigentlich niemanden ernsthaft interessierte, der nicht am Abend selbst dabei gewesen war. So füllte er die Sendeplätze zwischen den Werbepausen mit allerlei eu-

phorischen Meldungen über neue Veröffentlichungen, Umbesetzungen, tolle Lichteffekte und einmalige Bühnenshows.

Aber außer den täglichen Anrufen, unternahmen wir nichts zusammen. Paula und ich waren also bis auf die übrigen und üblichen Arbeitskontakte ziemlich auf uns gestellt. Das ist nicht immer gut, denn man braucht schon ein ganzes Umfeld von anderen Menschen mit Problemen, über die man reden kann, wenn man die eigenen nicht gerne anschauen möchte. Das Umfeld war aber nach dem Urlaub noch nicht da, niemand rief an, um sein Leid zu klagen.

Die Fotos waren noch nicht entwickelt, das hatte Paula bisher noch nicht geschafft. Es konnten also auch keine Bekannten eingeladen werden, um ihnen ein wenig Glück und Intaktheit bildlich und hochauflösend vor Augen zu führen. Wir waren auf uns alleine angewiesen, um Probleme entstehen zu lassen.

Es war ein grundsätzlicher Abend, mit einem Gespräch, das grundsätzlich war und grundlos entstand. Es ist gar nicht mehr möglich zu sagen, wie es dazu kam. Irgendwann saßen wir in ihrem Wohnzimmer und machten eigentlich nichts. Draußen wurde es langsam dunkel, der Fernseher lief nicht, keine Musik, das Essen war gegessen - ich glaube, es war einfach ein bisschen zu ruhig.

Um die Ruhe nicht ganz so alleine im Raum stehen zu lassen, hatte sich Paula anscheinend dazu entschieden, etwas Streit zu provozieren.

»Mike?«

»Ja?«

»Glaubst du, dass es so weitergehen kann?«

»Was meinst du mit weitergehen?«

Ich hatte die ganze Palette des Zurückgebens an Fragen drauf - da machte mir so schnell keiner was vor. Carl Rogers - du hast deinen Meister gefunden. Keiner würde ernsthaft darauf antworten, wenn man nur einfältig zurückspielt.

,Glaubst du, dass es so weitergehen kann?'

,Du fragst dich also, ob es so weitergehen kann?'

Nein - das stammte aus einer Zeit, in der Psychologie noch etwas für Eingeweihte war. Ich glaube, ich würde aus einem Therapeuten mehr rauskriegen, als er je über sich erfahren hat, er müsste mir nur die Chance dazu geben. Ich würde auf jeden Fall jedem Therapeuten hinreichend ausweichen können.

»Du weißt genau, was ich meine. Du weichst mir immer aus.«

»Wie kommst du darauf? Ich weich dir nicht aus.«

»Doch!«

»Nein, tu ich nicht.«

Aus die Maus. Das war kein besonders gelungener Ansatz für einen Streit und einen Moment lang hoffte ich, dass die Ruhe durch die Türe marschieren würde und einfach den Fernseher anmacht. Es war nämlich so, dass ich überhaupt kein Bedürfnis nach Streit hatte. Sie kam aber nicht herein und Paula ließ sich an diesem Tag nicht mit ein bisschen Unwillen und Trotz abpeisen.

»Ich kann so nicht mehr weitermachen, ich will es jedenfalls nicht mehr. Wir leben einfach so dahin, es gibt keine Veränderung, es gibt keine Ziele, es gibt nichts Neues mehr.«

»Oh Gott Paula, was soll das heißen?«

»Ich meine, wir verändern uns nicht. Du lebst dein Leben, ich meins. Wir treffen uns hier, wir essen zusammen, wir kochen, wir gucken fern. Das kann's doch nicht sein. Das muss doch einen Sinn haben, das muss doch auf irgendetwas hinauslaufen. Und genau das ist das Problem. Du erzählst nichts, absolut nichts. Du sitzt immer da und sprichst nie darüber, was du eigentlich willst.«

»Wenn du einen Wunsch frei hättest, was würdest du dir wünschen? Dass alles so bleibt, wie es ist!«

Mein Notfallkoffer für ernste Situationen bestand zum einen aus Schweigen, darin bin ich großartig, zum anderen aus dem Rezitieren von Werbung, darin bin ich fast noch großartiger. Ich kann bis zu einhundert verschiedene Werbungen am Dialog erkennen, ich brauch weder den Originalton, noch die Bilder dazu.

»Mike komm mir jetzt nicht mit deinen zynischen Werbeprüchen, ich mein es ernst.«

Ein Update meines Notfallkoffers war dringend geboten.

»Also, was willst du denn, Paula?«

»Ich will nicht immer diejenige sein, die sagt, was sie will. Ich will, dass du mir sagst, was du willst, nicht ich. Immer rede ich, ich sage dir alles Mögliche und du sitzt da, zitiert Werbung, willst mich zum Lachen bringen und schweigst. Du sagst nichts - absolut nichts.«

»Ich hab auch nichts zu sagen.«

»Doch, du musst etwas sagen. Ich werde jetzt so lange nichts mehr sagen, bis du mir sagst, wie du dir unsere Zukunft vorstellst.«

Ich dachte mir, dass das nicht klappen würde. Ich konnte stundenlang nichts sagen und wenn ich etwas sagen würde, dann irgendetwas, was nichts bedeutete oder total allgemein war oder mit einer Frage an Paula abschließen würde. Ich sagte meist nur etwas in der gleichen Landessprache. Paula hielt das nicht lange aus. Irgendwann redete sie doch und dann konnte ich immer prächtig auf das reagieren, was sie sagte. Außerdem dachte ich, dass man eine Beziehung lieber einfach lebt und nicht ständig darüber redet. Ich arbeite ja auch und rede nicht ständig nur darüber, wie ich mir vorstelle zu arbeiten, oder wie ich das Arbeiten erlebe.

Die größte und unsinnigste Erfindung der Neuzeit ist die Metakommunikation und die damit verbundene Vorstellung, dass alles gut wird, wenn man über alles und jeden Scheiß redet und das neutral und dann auch noch über Gefühle. Gefühle hat man oder man hat sie nicht, nicht jeder kann darüber reden, es gibt nicht immer gute Worte für das, was es zu sagen gibt. Es gibt überhaupt nur wenige Musiker und Schriftsteller, die in der Lage sind, Ausdrücke dafür zu finden. Bei allen anderen ist spätestens dann die Grenze der Muttersprache erreicht. Gefühle sind eben Gefühle, ich hatte jedenfalls nicht immer die passenden Worte dafür.

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“

„Leben ist leben“, das hat schon Laibach gesungen.

Das Schweigen von ihr hielt erstaunlich lange an. Je intensiver ich darüber nachdachte, was ich sagen sollte, umso schwieriger und absurder wurde die Situation. Ich saß da und brütete fieberhaft darüber nach, was ich sagen sollte. Mein Kopf arbeitete auf Hochtouren und meine Zunge war immer weniger in der Lage, die Gedanken auszusprechen. So musste man sich fühlen, wenn man geistig hellwach und körperlich vollständig gelähmt war. Nur durch die Bewegung des Augenlids sprechen zu können, das war aber immerhin schon was. Ich konnte nicht mal das Augenlid bewegen und wenn, dann hätte Paula es nicht sehen können, ich guckte nach draußen.

Der medizinische Katalog muss für mich um ein stressbedingtes und temporäres Locked-in-Syndrom erweitert werden. Ich verharrte in einer totalen, angestregten und anstrengenden Starre. Dabei fühlte ich mich von Sekunde zu Sekunde schlechter und verlor schließlich die Fähigkeit, überhaupt noch zu sprechen.

Es gab viel, was ich zu sagen gehabt hätte, zum Beispiel, dass ich sie liebe, dass ich sie bewundere, dass ich manchmal ein bisschen Angst vor ihr habe, dass ich glaube, dass sie stärker ist, dass ich sie vermisse, wenn ich sie ein paar Tage lang nicht gesehen hatte. Dann war meine Liebe zu ihr am größten. Ich schmolz bei der Vorstellung dahin, sie endlich wieder zu sehen. Sah ich sie dann vor mir, zum Beispiel am Abend nach einer Tournee, war das irgendwie alles andere als spektakulär und manchmal eher ernüchternd. Ich liebte es, ein Bild zu lieben, das von mir in ihren Farben gemalt war. Aber das würde ich ihr nie sagen können. Alles andere hatte ich ihr oft gesagt. Das

Problem war nur, dass das Antworten auf eine nicht gestellte Frage waren und mir zu ihrer Frage ernsthaft nicht viel einfiel. Also flüchtete ich mich ins weite Land der Emotionen, reiste dort ziellos umher und wurde immer sehnsüchtiger und trauriger. Schließlich brach doch wieder Paula das Schweigen, das war das Einzige, worauf ich mich immer verlassen konnte.

»Danke, Mike. Wenn dir das alles egal ist, dann hat es auch keinen Sinn mehr.«

Es war mir alles andere als egal, mir fehlten nur die paar passenden Visionen und Formulierungen.

»So ist es nicht, Paula.«

»Doch, genau so ist es.«

Ich sah, wie ihr Blick langsam verschwommener wurde. Das war wirklich das erste Mal, dass sie vor mir zu weinen begann. Kein Schluchzen und Losheulen, einfach ein paar salzige Tränen, die sich den Weg die Wange entlang bahnten.

,Sag mal weinst du, oder ist das Regen...?',fiel mir ein. Ich hatte es noch am Nachmittag im Radio gehört.

»Nein, es ist mir nicht egal.«

»Dann würdest du doch irgendetwas sagen können.«

»Ich weiß nicht. Ich bin total durcheinander. Ich will das alles hier nicht.«

»Ich auch nicht. Aber es hat keinen Sinn. Und das hier nicht zu wollen, das reicht nicht aus, verstehst du? Du willst das hier nicht, du willst aber auch nichts anderes, du willst eigentlich gar nichts, hab ich recht?«

»Doch. Ich will dich.«

»Das ist doch völlig beknackt, Mike. Du willst mich. Schön, aber was dann? Du hast mich bereits seit über fünf Jahren. Alle Ziele erreicht oder was?«

»Was denn für Ziele, verdammte Scheiße, was für Ziele? Reicht es denn nicht aus? Geh ich dir auf die Nerven? Fühlst du dich nicht mehr wohl mit mir? Das sind doch Ziele, dass man sich gemeinsam wohlfühlt, dass man gemeinsam versucht zu leben und sich das Leben ein bisschen lebenswert macht!«

»Ich rede von gemeinsamen Zielen, nicht vom gemeinsam-irgendwie-vor-sich-hinleben. Gemeinsam. Wir haben tausendmal über alle anderen gelacht, wenn sie mit ihren Eigentumswohnungen und Babykleidern ankamen. Aber das ist was Gemeinsames, verstehst du, so lächerlich ist das eigentlich nicht!«

Den gemeinsamen Fernseher ließ ich lieber aus der Diskussion raus, ich wusste, dass er nicht wirklich ein starkes Argument sein würde. Es konnte aber nicht ohne eine Äußerung von mir weitergehen. Der Schlagabtausch hatte gerade erst begonnen, aber schon verlor meine Schutzhand ihren Halt, die Beinarbeit wurde schlechter und meine Führhand war gelähmt.

»Für eine Eigentumswohnung haben wir kein Geld. Ich nicht und du auch nicht. Wir leben gemeinsam, genau das ist mein Ziel.«

Das mit der Eigentumswohnung war auch blöd, das wusste ich. Ich verstehe schon, wenn man mir symbolische Sprachelemente präsentiert; ich nehme sie halt manchmal auf, erkläre sie zur Wirklichkeit und versuche sie ein wenig sachlicher zu betrachten.

»Siehst Du, da haben wir's. Toll. Tolles Ziel. Eigentumswohnung ist doof. Leben, einfach irgendwie zusammen leben, das ist klasse.«

»Erst fragst du mich nach meinem Ziel und dann ist das nur Scheiße oder was? Das ist ungerecht.«

»Ehrlich gesagt ja, das ist Scheiße. Das ist das Ziel von Vierzehnjährigen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein verstehe ich nicht.«

So klar definierte Ziele hatte ich als Vierzehnjähriger tatsächlich nicht. Da wollte ich entweder ein berühmter Rockstar werden, endlich zum Simple Minds Konzert dürfen, was mir dann zuletzt auch erlaubt wurde, oder mit Melanie Zungenküsse üben, was Melanie mir dann nicht erlaubte. Damals hätte es mir aber vielleicht auch bereits völlig gereicht, endlich rauchen zu können ohne zu husten oder nach einer Party ähnlich viele Kronkorken getrunkenen Bierflaschen zu haben, wie Jörg. Die zählten wir nämlich am nächsten Tag und der Gewinner durfte ziemlich protzen und sich der Bewunderung aller anderen sicher sein. Zusammenleben wäre ein viel zu hohes Ziel gewesen. Dazu gehört schon eine ganze Portion Reife.

»Du verstehst es eben nicht. Es geht nicht, es geht jedenfalls nicht mit dir. Du hast deine kleine Welt mit Freundin und Musik und alles ist in Butter für dich. Weiter denkst du gar nicht. Du kannst nicht weiter denken oder du hast Angst vor allem, was kommen könnte. Vor der Zukunft, vor gemeinsamen Zielen.«

Langsam war das Wort ‚gemeinsam‘ überbeansprucht. Paula wurde gemein und ich einsam - das war wenig er-

strebenswert. ‚Dann werde ich jetzt mal gemein‘, dachte ich und feuerte mich mental ein wenig an. Ich nahm allen Mut zusammen, um den nächsten Satz zum entscheidenden Punkt zu führen, jedenfalls dahin, wo ich ihn vermutete. Metaphern hin oder her, es war anscheinend der Tag der Wahrheit und da sollte man doch ein wenig mitmischen und sich nicht alle Karten aus der Hand nehmen lassen.

»Was soll das? Willst du jetzt unbedingt heiraten und ein Kind, nur weil Marcel und Judith auch eins kriegen?«

Royal Flash. Das saß. Paula schwieg.

Nicht lange, aber ihre Antwort kam und auch nicht wie aus der Pistole geschossen. Das war er also, der Punkt. Wenn nicht ganz getroffen, dann hatte ich die schwarze Zehn jedenfalls gestreift, das wurde mir in dem Moment klar.

»Es geht nicht um ein Kind und es geht nicht um Heirat. Außerdem hab ich schon eins, guck dich doch mal an.«

Langsam aber sicher war der Zeitpunkt erreicht, an dem ich mir überlegen musste, wie der Abend eigentlich weiter verlaufen sollte. Das war eindeutig mehr, als das Ausrufen einer Auszeit, die mit ausreichender und bockiger Präsenz ins Lot gebracht werden konnte.

Eine unsichtbare Grenze war überschritten worden. Das roch nach Kränkung, nach Trennung und nach Ende. Jedenfalls war ich gehörig gekränkt. In einer fünf-Minuten-Terrine vom Geliebten, Freund und Partner zum Kind weich gekocht. Also konnte ich auch nicht mehr anders, ich musste mich auch so verhalten.

»Du bist verrückt. Wenn da so ist - vielleicht hast du Recht, vielleicht macht das alles keinen Sinn. Wenn du mich so siehst, dann bringst es das wirklich nicht, dann sollten wir uns besser trennen.«

Das hörte ich mich sagen, wusste aber, dass ich damit eigentlich nichts zu tun hatte, es entsprach so gar nicht meiner Vorstellung von dem, was ich wirklich dachte und wollte. Eine Stimme aus dem Off, ich als stiller Beobachter daneben, reichlich irritiert über jede Silbe. Jetzt hatte ich mein Schweigen und die Ruhe.

Die Suppe war übergekocht und es roch nach Verbranntem.

Ich hatte gar nicht mitbekommen, dass es dunkel geworden war, jetzt erst bemerkte ich es. Wir saßen einander gegenüber in einem dunklen Raum, keiner hatte zwischendrin das Licht angemacht. In jedem dämlichen Film hätte man es so inszeniert. Die Ruhe war zum Schreien und das nur, weil ein Wort ausgesprochen war, das längst in der Luft lag.

Nicht seit dem Abend, vorher, viel früher hatte es sich Buchstabe für Buchstabe zwischen uns geschoben. Jetzt war es auf die Welt gekommen. Unser Kind. Kindersegen. Wieder war es Paula, die die Stille durchbrach, wieder war ich es, der länger schwieg. Ich hätte aufstehen können, hätte zu ihr gehen können, hätte sie in den Arm nehmen können.

Locked-in, Knocked out.

»Ich denke da schon eine ganze Weile drüber nach, du hast es nur nicht mitbekommen und im Urlaub wollte ich es dir nicht sagen.«

Urlaub, was für einen Urlaub meinte sie? Sie musste die Momente meines Aufschubs meinen, die wir gemeinsam in Italien erlebt hatten. Dabei hatte ich gar kein Gnaden-gesuch gestellt, ich hatte einfach nur die Illusion eines Urlaubs gelebt. In der Zeit hatte sie wahrscheinlich still und leise ihre inneren Truppen zusammengezogen, um in einem entsprechendem Moment zum alles entscheidenden Angriff überzugehen. Jetzt war der Moment gekommen. Nie im Leben hätte ich ihr solche Geschütze zugetraut. Das härteste fuhr sie jetzt auf und schoss ohne weitere Vorwarnung ihre ganze Munition in meine Richtung.

»Ich kann mit dir im Moment nicht mehr viel anfangen und ich fühl mich nicht mehr wohl bei dir, wenn du es genau wissen willst. Ich habe mich irgendwie von dir entfernt. Ich fang sogar schon an, anderen Typen hinterher zu schauen. Das hab ich noch nie getan, seitdem wir zusammen sind.«

Ich wusste, was das für sie bedeutete. Bei mir war das anders, denn ich hatte immer anderen Frauen nachgeguckt und hielt es für völlig gesund und völlig normal, das auch in einer Beziehung weiterhin so zu halten. Ich war mit ihr schließlich nur zusammen, ich war nicht erblindet und hatte kein ewiges Gelübde abgelegt. Es war also kein besonders kritischer Aspekt oder gar ein ernsthafter Hinweis auf eine sich verflüchtende Liebe, jedenfalls nicht für mich. Ich hatte die anderen Frauen gesehen, hatte den Anblick genossen, das reichte mir aus, mehr war nicht

drin und mehr war nicht nötig. ‚Schau ruhig hin‘, dachte ich mir. ‚Schau ruhig hin und sage mir, was du anderes siehst als angestrengte Männer, die zwanghaft versuchen, den Kompromiss zwischen hart, sportlich, spontan und häuslich, empfindsam und liebevoll zu finden. Wenn es einer schafft, dann kann er sich ja melden, den anderen Abziehbildern fehlgeleiteter weiblicher Fantasien würde ich nur flüchtig die Hand schütteln und ihnen eine weitere gute Reise wünschen. Und du auch, Paula, du würdest es genauso machen.‘

Das waren Teile meines kleinen inneren Monologes. Dass sie sich nicht mehr wohl bei mir fühlte, war allerdings ein ganz anderes Kaliber von Problem. Es blieb so, wie es war, es war gesagt, es war ausgesprochen, es war einfach da und hatte sich im Raum eingerichtet und mir schon mal das Gästebett bezogen.

Ich war erschöpft, leer, unfähig noch weiter zu reden. Eigentlich hatte ich ja gar nicht viel geredet und so unterschied sich die Situation aus ihrer Beobachterperspektive wahrscheinlich nicht sonderlich von der vorher. Für mich war aber alles anders geworden. Ich konnte nicht bleiben, das wusste ich. Ich stand auf.

»Wenn du jetzt gehst, kannst du Zuhause bleiben.«

Diesen Satz hatte ich bei Derrick ungefähr sechzigmal gehört. Zehn Minuten später ist dann jemand tot und das Motiv meistens Geldgier oder Eifersucht. Die Morde finden in teuren Villen statt und der Tote liegt auf einem Reitergut. Mein Motiv war Selbstschutz. Ich handelte aus purer Notwehr. Ich ging.

Vorher band ich mir die Schuhe zu, ich wollte nicht auch noch stürzen und mir weitere Beulen zuziehen. Ich hätte mich ihr eigentlich lieber zu Füßen geworfen, hätte gerne geweint und ihr all das über Angst gesagt, was ich wusste. Ein merkwürdiger Stolz verhinderte das. Ich verließ sie und drehte mich nicht mehr um. Ich konnte hören, wie sie weinte, ich konnte das Salz riechen, ich konnte nichts dagegen tun.

Später würde ich auch weinen, nicht zu viel, gerade genug, um mich ein bisschen zu erleichtern und zu wissen, dass es ernst war, dass alles ernst gemeint gewesen war, dass es nichts zu bereuen gab, dass es keinen Weg zurück gab. Der Stromkasten würde nie wieder ein guter Platz für mich werden, im Laufe der Jahre hatte der Kot der Tauben ihn unbewohnbar gemacht.

## In der Stadt

Wir laden dich und deine Leute ein,  
um heute da zu sein, wo man sich liebt.  
In der Stadt, die es nicht gibt.  
(Fanta Vier)

**D**ie folgenden Tage und Wochen führte ich nicht gerade das, was man so allgemein ein glückliches Leben nennt. Ich hatte Mühe aufzustehen, hatte Mühe, den Unterschied zwischen Verdauung und Hunger wahrzunehmen und vergrößerte die Anzahl der gerauchten Zigaretten auf bisher unbekannte Mengen. Ich nahm ab, machte mich dünne, verlor an Gewicht, das gefiel mir, alles andere gefiel mir ganz und gar nicht, es machte mich sauer und traurig.

Menschen mit einer aggressiven Grundstruktur sollen angeblich mehr essen bei Stress, ich hatte anscheinend eine eher pazifistische Grundstruktur, aß gar nicht, brütete nach, ignorierte so gut es ging die Traurigkeit und schaute meiner eigenen Struktur ein wenig beklommen zu.

Es war nicht wirklich zauberhaft, was ich da zu sehen bekam. Meine Wohnung war unaufgeräumt, ich hatte noch nie so wenig Freude beim Anblick meiner Einrichtung empfunden und der ungeputzte Küchenboden störte mich zum ersten Mal in meinem Leben. Ich kam aber nicht dazu für Ordnung zu sorgen, ein bisschen zu putzen und eine neue Behaglichkeit einzuläuten.

Es gab viel zu viel anderes zu tun. Ich wartete immer noch auf ein Telefonat, stundenlang, griff selbst immer wieder zum Hörer, legte auf noch bevor ich gewählt hatte, und mein Handy lag nachts neben mir im Bett. Ich hatte Angst vor jeder SMS, erhoffte eine SMS und erwartete irgendein Nachbeben. Das Warten und die Erwartung füllten mich voll aus. Doch diesmal hatte ich sie absolut unterschätzt.

Sie konnte also auch schweigen, konnte den Kampf im wortlosen Gefecht mit mir aufnehmen. Je länger es dauerte, umso unwahrscheinlicher war die Möglichkeit, normal miteinander zu reden oder überhaupt noch miteinander zu reden.

„Miteinander reden“. Bücher, die schon so heißen, verheißen nichts Gutes. „Miteinander schlafen“, das wäre schon ein anderes Thema für ein gutes Buch gewesen. Aber Paula hatte zwei von den Büchern über sinnvolles Sprechen im Schrank stehen und ich hatte sie in einer ruhigen Minute durchgeblättert und mir den theoretischen Unsinn sogar gemerkt. Jetzt fiel er mir wieder ein und tagelang überlegte ich mir die Sätze, die ich zu sagen hatte, überlegte mir, auf welchem der vier Ohren einer Nachricht sie wohl aufgenommen werden würden. Ob sie als Appell, Selbstoffenbarung, Inhalt oder auf der Beziehungsseite ankommen würden. Ich formulierte sie stundenlang hin und her, schrieb keinen der ausformulierten Sätze auf, schickte keinen Brief ab und sprach auch nie ein Wort zu Paula.

Meine Beziehung war fort, mein Beziehungsohr hatte eine dicke Entzündung, eine gefährliche sogar, eine mit einem

antibiotikaresistenten Keim. Nur Paula hätte dafür Arznei im Schrank gehabt oder sie anrühren können, doch ich hätte sie nie darum gebeten. Zuletzt hatte ich beschlossen, dass es so bleiben konnte, als Kind hatte ich schließlich mehrere schwere Mittelohrentzündungen überlebt. Was sollte sie mir Neues sagen, was sollte ich ihr Neues sagen? Das, was es zu sagen gab, hatten andere schon gesagt. Das, was mich trösten konnte, hatte anderen auch schon Trost gespendet. Ein Meer von tröstenden Zitaten ging durch meinen Kopf.

„Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.“

Das war immerhin Schiller.

„Ein Mann muss tun, was ein Mann tun muss.“

Das war immerhin die Kernaussage von Rocky vier.

Eines musste ich als Mann auf jeden Fall nicht: miteinander reden, die ganze Zeit nochmal Revue passieren lassen, die Kränkungen auffrischen, den Zeitpunkt diagnostizieren, an dem es eigentlich schon vorbei gewesen war. Diesen Zeitpunkt wollte ich nicht kennen, er war egal. Mit aller Brutalität hätte er angefragt, ob die Zeit danach nicht verschenkte Zeit gewesen war, eine Zeit der Mutlosigkeit, der faulen Kompromisse, des Arrangements. Eine Frage, die ich nicht gestellt bekommen wollte. Nicht alle Zitate trösteten, es gab auch welche, die den Zustand absichtslos verschlimmern konnten.

„Sehnsucht krallt sich in dein Kleid, einsam bist du sehr alleine, am Schlimmsten ist die Einsamkeit zu zweit.“

Für diesen Satz hasste ich Kästner - trotzdem Danke für das kleine Solo.

Mit großer Lyrik kommt man aber nicht wirklich weit, die wichtigsten Dinge werden ‚en passant‘ gesagt, aus einer Nichtigkeit heraus, beim Spülen, aus dem vollen und einfachen Leben. Dafür und genau dafür gibt es gute Schlager mit verständlichen und liebenswerten Texten.

‚Man muss das Leben eben nehmen, wie das Leben eben ist. Wie wär’ es denn mein Junge, wenn du heut’ ne andre küsst?‘

Solche und andere Lieder einer längst vergessenen Kindheit richteten mich auf und ließen mich recht unbekümmert die Früchte einer Großstadt ernten.

Und dass ich in einer Großstadt lebe, das rettete mir wahrscheinlich letzten Spätsommer das Leben. Als Single muss man einfach in einer Stadt leben, alles andere endet am Fensterkreuz oder mit einem Fenstersturz. Aber selbst die Fensterstürze kommen nur in Prag oder sonst wo in einer großen Stadt vor. Mich ans Kreuz geschlagen zu geben, nur weil ich abends und nachts alleine war und niemand mit mir sprach, kam aber nicht in Frage.

Die Tage der Sprachlosigkeit füllte ich mit inneren Dialogen und Sätzen, wie man sie auf eine Küchentafel schreibt, damit man sie jeden Tag sieht und nicht vergisst. Ich schrieb sie auf eine Küchentafel.

‚Moderne Zeiten sind schnell und da sie schnell sind, ergeben sich auch schnell neue Ideen und Perspektiven.‘

Am nächsten Tag wischte ich den Satz von der Tafel und schrieb einen anderen darauf.

‚Wer weiß schon, wofür das gut ist, was man heute tut?‘  
Das war ein schönes Motto und ich wurde wieder tätig.

Dabei beschleunigte ich mich selbst auf der Überholspur und wusste wirklich nicht, wofür das gut war. Bei der hohen Geschwindigkeit flogen die neuen Ideen und Perspektiven an mir vorbei, wie die Bäume am Seitenstreifen einer Autobahn. Eine Zeit lang hatte ich z.B. eine gute Idee für einen Internetauftritt und damit den Eintritt in ein Leben voller Reichtum und Wahlfreiheit klar vor Augen. Geld ist sexy und viel Geld wahrscheinlich auch. Es konnte also nicht schaden, ein wenig perspektivisch daran zu arbeiten, sich welches zu besorgen. Mir fiel so ganz nebenbei nämlich auf, dass Paula eigentlich den Löwenanteil unseres Lebens finanziert hatte. Sie brachte mir regelmäßig Klamotten und kleine Geschenke aus der Stadt mit und bezahlte auch meist die gemeinsam verbrauchten Lebensmittel. Ich revanchierte mich nur mit türkischer Pizza und den Getränken.

Mein Internetangebot sollte eine Tauschbörse sein. Paare sollten die Möglichkeit haben, ihre Stadtwohnungen gegen Wohnungen eines unfreiwilligen und frischen Singles in irgend so einer grünen Hölle zu tauschen. Viele von unseren Freunden sprachen über ein Leben im Grünen, schon alleine der Kinder wegen. Keine Straßen, kein Lärm, keine Drogen, lauter glückliche und tanzende Menschen mit ausreichend Kindergärtnerinnen für den hoffnungsvollen Nachwuchs. Schützenfest und das jährliche Sommerfest der freiwilligen Feuerwehr als kulturelle Höhenpunkte und Tage des kollektiven dörflichen Frohsinns.

Dazwischen Frieden, Frieden, Frieden.

Das mussten so in etwa die Kerngedanken ihrer kranken Vorstellung eines guten Lebens sein. Das und genau das

war meine Zielgruppe für die gebührenpflichtige Tauschbörse. Singles rein und Familien raus aus der Stadt, raus ins Grüne. Aus dem Internetangebot wurde nicht viel, das Handout landete im Papierkorb. Grüner Kunstrasen auf dem Balkon war meine Antwort darauf und mein persönlicher Kompromiss. Tagsüber Schlagzeugschüler, am späten Nachmittag nackte Füße und Pizza auf dem Balkon und anschließend raus, raus in die Lichter, raus in die Nacht. Es ist geradezu manisch interessant, alleine auszugehen, alleine sein Bier zu trinken, alleine zu tanzen und alleine wieder nach Hause zu fahren. Es kostet ein Lächeln, kostet Mengen an Geld, aber es kostet einen nicht das Leben. Es bringt vor allem Kontakte.

Kontakte zu den Taxifahrern, die einen nach oder auch in einer stürmischen Nacht bis vor die Haustüre bringen.

Einem versprach ich, ihn als Chauffeur bei mir einzustellen, wenn meine Internetfirma den ersten Kurseinbruch überstanden hätte. Mit einem anderen ging ich zu McDonald's, ich hatte noch Hunger und mir war nach Gesellschaft. Er stellte sein Taxameter aus und ich spendierte zwei Super Sparmenüs. Wir aßen schweigend. Verschworene Schattengewächse, lichtscheues Gesindel und Glücksritter kennen mehr als nur die sprachliche Kodierung, um sich zu verständigen. Wir ließen die Burger für uns sprechen und verabschiedeten uns herzlich. Es war wie eine Neuauflage von ‚Night on Earth‘; ich philosophierte mit iranischen Fahrern über gesellschaftliche Integration und Kulturimperialismus, feilschte mit kölschem Urgestein um Karten für den FC und wünschte einem

ewigen Studenten, der sich doch noch entschlossen hatte einen Schein zu machen, viel Glück und mein Lächeln.

Tempo, Mike, Tempo.

Ich trank wieder lieber Bier als Wein und kaufte mir erst einmal für ein viel zu großes Vermögen neue Klamotten. Ich durchstöberte die Bekleidungsäden auf der Ehrenstrasse, wurde im Vorbeigehen ein Schuhfetischist und beneidete Elton John, der das gleiche Hobby hatte, es aber wesentlich exzessiver ausleben konnte. Blue Eyes - die hatte ich auch, ansonsten trennten uns anscheinend Welten.

Als es mir an einem Tag wirklich gut ging, kaufte ich mir sogar eigene Wäscheklammern, ich war es satt, die albernen Falten in der Mitte meiner T-Shirts zu erdulden. Meine Socken hängte ich nicht mit Klammern auf, so gut ging es mir dann doch noch nicht.

Ich rasierte mir die Haare ab und fand mich vor allem eins - anders. Das war schon mal sehr beruhigend.

Ich hatte die potenzielle Möglichkeit, mich selbst in der gleichen Stadt unter einer anderen Person bekannt zu machen. Den Personalausweis mit einer Toilettenspülung verbannen und humanistisches Asyl in der eigenen Wohnung beantragen, das klang ziemlich verheißungsvoll. Ich war weiß und unbeschrieben, ich hatte die Chance mysteriös und geheimnisvoll zu wirken oder sogar zu werden, sportlich aktiv zu sein oder intellektuell zu erscheinen. Anders gesagt, man hatte die Möglichkeit, ich nicht wirklich, die Prägung hatte zu lange gedauert, das klassische Konditionieren war vorbei, ich wurde nicht mehr los, was ich war, ich würde es nicht mehr los werden können, auch

wenn ich die Hoffnung darauf nicht wirklich aufgab. Der Betrug würde auffliegen. Spätestens am zweiten Abend würde es jeder merken und sie würde es sicher sofort am ersten Abend sehen. Wenn nicht am Abend, dann am darauf folgenden Tag, wenn sie den Vorschlag machen würde, so ganz sportlich mit Inlinern am Rhein entlang zu fahren, womöglich bis nach Bonn, und das waren ziemlich genau die Distanzen, die ich lieber per Bahn zurücklegen wollte. Da war ich konservativ. Erwachsene Menschen kaufen sich keine Tretroller und Rollschuhe. Als ich Tretroller fuhr, stellte ich mir immer vor, er sei ein Motorrad oder ein schnelles Auto. Nun fuhren sie, die anderen Erwachsenen, also wieder Tretroller und sie stellten sich wahrscheinlich vor, dass ihr Tretroller ein Tretroller sei.

Als Sportler erscheinen zu wollen, verwarf ich jedenfalls als Erstes. Aber ich zog mir die neuen Sachen an, von denen ich dachte, dass sie halbwegs ‚fancy‘ seien und wirkte darin nicht sportlich, mystisch oder cool, aber immerhin ordentlich auf der Höhe des Zeitgeistes.

Die Telefonate, die einen Abend als drittes Rad am Wagen in Aussicht stellten, führte ich höflich aber bestimmt zu einem guten Ende. Dennoch brauchte ich jemanden zum Reden und zur Begleitung und dieser Jemand war eigentlich immer Marcel. Ihn rief ich an, mit ihm verabredete ich mich, von anderen ließ ich mich anrufen. Die Anteilnahme war gigantisch, jede Menge alter Freunde und Bekannte, die versicherten, dass es ihnen leid tun würde, dass sie uns als Paar wundervoll gefunden hätten, dass sie es sich noch gar nicht vorstellen könnten, dass wir nicht mehr zusammen seien, meldeten sich plötzlich und uner-

wartet. Dass sie es sich nicht erklären konnten war in Ordnung, dass sie es sich nicht vorstellen konnten, deutete auf mangelnde Fantasie hin.

Ich konnte es mir sehr gut vorstellen, ich bekam es jeden Tag mit und meine Fantasie ging sogar so weit, dass ich mir vorstellen konnte, wieder mit ihr zusammen zu sein, das war die Quintessenz meiner Aufarbeitung der Beziehung. Blitzlicht, Foto, Bestandsaufnahme, Punkt.

Aber: ‚Erkennen ist nicht Wissen und Wissen noch lange nicht Handeln‘; eine altbekannte Volksweisheit, die nichts eingebüßt hat, jugendlich frischen Atem verströmt und für vier Stunden auf meiner Küchentafel stand. Alles in allem gab es liebe Versuche, mich abzulenken. Wahrscheinlich dachten die alten Freunde, ich würde mich jetzt, so ganz alleine, ziemlich langweilen. Aber ich langweilte mich nicht, ich war auch und sogar oder gerade deswegen kreativ. Solange sich Langeweile und Kreativität in einem griechisch-römischen Ringkampf befanden, war nichts verloren, es konnte zwischen Ausscheiden in der olympischen Vorrunde und Gold alles möglich sein. Ich hatte den alten Griechen und den olympischen Spielen in dieser Zeit viel zu verdanken, nicht zuletzt die Möglichkeit, 90% der wirklich relevanten Entscheidungen live mitzuerleben. Schlafen konnte ich eh nicht und Sport scheut man am besten ohne weibliche Begleitung. Auch die alte Erkenntnisse der Griechen über die vier Elemente nahm ich mir zu Herzen; Feuerwasser, Erde und Luft. Ich trank, rauchte und atmete tief durch.

Es gab wieder ein Nachtleben, mein Nachtleben. Clubs, von deren Existenz ich vorher nichts wusste, die ich nie

vermisst hatte, wurden eine Anlaufstelle meiner neu gewonnenen Freiheit. Ich las in den Stadtmagazinen nach, wo eine neue Party gefeiert wurde oder wo ein bestimmter DJ regelmäßig auflegt, ging hin und trank Bier. Ich entdeckte an einem Abend einen Club, in dem die Toilette einen eigenen DJ hatte und ‚hippe‘ Leute im Vorraum zum Geruch von Klostein und zur Musik von ‚Blaze‘ tanzten. Dort blieb ich. Ich hatte alles, was ich brauchte. Musik um die Ohren und Menschen. Es gab sogar wieder erste Gehversuche auf der Tanzfläche, auch wenn das wahrscheinlich nicht gerade nach John Travolta aussah. Wild tanzte ich nicht. Jedenfalls hatte ich morgens keinen Muskelkater sondern einen trockenen Reizhusten, mit dem sich die Lunge für die gerauchten Verlegenheitszigaretten bedankte. Der Kopf bedankte sich auch und das Gehirn schrie nach Wasser-

Erst wenn morgens die ersten, vor mich hin gemurmelten Worte fielen, merkte ich, dass die eigene Stimme mir fast fremd vorkam, nicht nur, weil sie tiefer klang als erwartet, sie war nicht mehr in Übung. Manchmal murmelte ich vor mich hin und klang wie Elmar Gunsch bei einer erotischen Wettervorhersage. Es gab sogar Momente, in denen ich regelrecht vor dem Klang erschrak. Manchmal dachte ich auch darüber nach, zwischen 7.00 und 9.00 Uhr morgens bei einem Telefonsexanbieter zu arbeiten.

‘It shouldn't hurt me to be free. It's what I really need to pull myself together. But if it's so good being free would you mind telling me why I don't know what to do with myself’. So oder ähnlich sang eine Frau aus dem Lautsprecher meines Küchenradios ein Lied für mich. Ich hatte sie

verstanden, belog mich auch ein bisschen. Dann aber wollte ich letztendlich doch Möglichkeiten und Momente schaffen, in denen man mich kennen lernen konnte, ich wollte morgens wieder mit jemandem sprechen können.

Es gab noch keine neue Adresse mit einem netten Stromkasten vor der Tür, aber das würde sich irgendwann ergeben, da war ich mir sicher. Und wenn nicht mehr bei Paula, so würde ich in der Zwischenzeit doch dem Leben gegenüber meine Aufwartung machen.

Präsens und Präsenz, das war ein Motto, mit dem ich meine eigene kleine Loveparade feiern wollte. Dazu brauchte ich keinen Dr. Motte.

Eine Loveparade findet nicht einfach statt, sie muss von irgend jemandem organisiert werden. Auf andere war in dieser Zeit kein Verlass. Die Liste der Anrufe alleinlebender Frauen, die mich schon seit langem interessant fanden, hielt sich nämlich in ziemlich bescheidenen Grenzen, und die alleinerziehenden Mütter meiner Schlagzeugschüler waren keine echte Alternative zur Bekämpfung der Sehnsucht. Seit ‚About a boy‘ musste das jeder lesende Mann begriffen haben. Doch ich hatte meinen Spaß, keinen sexuellen, mehr mentalen. Es gab heitere Stunden und sogar Zeiten, in denen ich dachte, dass sich so ungefähr eine Art gelassenes Glück anfühlen müsste.

Doch Glück ist nicht nur ein verhexter Ort, Glück erschien als Ziel ein wenig vermessen, ich versuchte es erst einmal mit so etwas wie Frieden und dem Zusammensetzen meines Herzens zu einem Großen und Ganzen.

‚Ein bisschen Frieden.‘

Ich traf mich mit Judith und Marcel. Es fiel ihnen schwer, in meiner Gegenwart nicht über Paula zu sprechen, aber sie versuchten mich mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aufzuheitern. Marcel begrüßte mich regelmäßig mit dem Spruch ‚Hallo Schatz, wie war dein Tag?‘, und ich musste auch nach dem fünfunddreißigsten Mal noch darüber lachen. Marcel ist wirklich das, was man einen Freund nennt. Er ist zwar manchmal etwas zu konservativ aber eben nur ‚manchmal‘ und ‚etwas‘. Ansonsten ist er zu gebrauchen, macht keine Vorhaltungen und bemüht sich ehrlich um ein paar Bissen Lebensqualität. Einmal nur sagte er mir, dass ihn das alles sehr beschäftigen würde, dass er traurig sei und unsere gemeinsamen Abende zu viert vermissen würde. Für Judith und ihn war unsere Trennung ein ziemlicher Schlag gewesen, obwohl sie selbst die Prophezeiung in italienisch ins große Buch geschrieben hatten. Ich versicherte ihm, dass es für Paula und mich wohl auch ein Schlag gewesen war. Ich hielt aber nichts von Entscheidungen für oder gegen jemanden, von dem Aufteilen von Freundschaften, von der Frage nach ‚sie‘ oder ‚ich‘.

Paula schaute oft bei Judith vorbei, ich wusste das, und Marcel kam nicht umhin, ihr zu erzählen, wie es mir ginge und was ich so machen würde. Dafür interessierte sie sich also doch. Marcel und ich trafen uns vor allem draußen.

Unsere gemeinsamen Familienabende waren Teil einer absurden Vergangenheit. Sie erschienen wie eine vage Kindheitserinnerung. Es war genauso weit weg, wie die Vorstellung, dass ich mich jemals wieder vor Ungeheuern und Krokodilen fürchten würde. Wir kochten nicht mehr

zusammen und irgendwelche Spiele hatte ich auch zuletzt mit Paula, Judith und Marcel gemeinsam gespielt.

Die Erinnerungen daran lagen in einer Schachtel, mit einer blassblauen Schleife zusammengebunden, auf meinem Speicher.

Paula und ich kommunizierten wieder über Judith und Marcel, so war es bereits in Italien gewesen. Marcel war wieder einmal ein besonderer Botschafter und es beruhigte mich über ihn zu hören und zu wissen, dass Paula ganz gut klar kam, dass sie nicht krank war, dass sie ihr Leben auch ohne mich gut in den Griff bekam. Vielleicht wäre es auch zu viel verlangt gewesen zu hoffen, dass es ihr doch ein kleines bisschen schlechter gehen sollte als mir, schließlich hatte sie mich aus ihrem Leben katapultiert, ich war unschuldig und unfreiwillig in das große Feld der Singles zurückgegangen. Marcel gegenüber hatte ich nur einmal, dafür aber stundenlang, meine Situation in der Beziehung und des Trennungsabends mitgeteilt, danach hatte ich beschlossen, dass es vollkommen ausreichend sei, wenn sie mehr von Paulas Position kennen würden. Und darüber wollte ich nicht sehr viel wissen, ich konnte mir lebhaft vorstellen, was sie über mich zu erzählen hatte. Doch das spielte keine Rolle mehr, eine Rolle rückwärts kam nicht in Frage.

Ich arbeitete schließlich nicht an der Aufarbeitung meiner vergangenen Beziehung, es war mehr die Aufarbeitung der Trennung.

Blitzlicht, Foto, Bestandsaufnahme, Punkt.

Die Gedanken, Erkenntnisse und Eindrücke überstürzten sich, ich hielt die Fast-Forward-Taste fest gedrückt und

verarbeitete jeden Spruch, den ich von irgendwo aufnahm intensiver als je zuvor, suchte nach Erklärungen und Theorien und Tafelsätzen.

„Von allen Gedanken schätz ich doch am meisten die interessanten.“

Wenn es zum Beispiel wahr ist, dass der Kopf einer Frau nach hinten und der Schwanz eines Mannes nach vorne denkt, dann war es bei mir mit der Anatomie nicht so ganz eindeutig gelagert. Mein regloser Unterleib hing und hing anstandslos der Vergangenheit nach. Das zum Beispiel beschäftigte mich.

Ich schaute viel fern, um mir die Zeit bis zum Nightclubbing zu vertreiben. So erfuhr ich jede Menge aus der Welt der Biologie, des Sports, der Politik und der Soziologie. 46% aller Haushalte einer bundesdeutschen Großstadt sind Singlehaushalte. Das ist ziemlich viel und war mir vorher nicht bekannt. Meiner war einer davon. Warum von den übrigen Singlehaushalten mindestens 90% ebenfalls in männlicher Hand waren, konnte ich mir weniger gut erklären, ich konnte es aber täglich sehen und belegen. Darüber und über die wirklich relevanten Statistiken berichtete selbst Ulrich Deppendorf nie. So ging ich weiterhin oft und immer wieder nur mit Marcel alleine weg. Er teilte geduldig mein Leid und teilte die Liebe zur Musik. Ich erinnerte mich nämlich daran, dass „Music was my first love“ auch auf mich zutraf und wärmte diese alte Liebe wieder auf, besser gesagt, ich aktualisierte sie ein wenig. In allen möglichen Plattenläden durchstöberte ich die Regale nach Brauchbarem, suchte Tourneepäne verschiedener Bands im Internet auf und notierte mir ihre

Daten. An den Abenden, an denen ich nicht unterwegs war, saß ich am Computer, bearbeitete Tondateien und mischte Unzählige Best-of-Sampler zusammen.

An anderen Abenden hörten wir uns gemeinsam an, wie Musik klingt, wenn sie nicht mühevoll bearbeitet wird, sondern handgemacht, roh und nackt im Raum steht.

Ich genoss es an Marcells Seite oft freien Eintritt zu haben. Waren die Konzerte nicht restlos ausverkauft, dann durfte er immer eine Person als Begleitung mitnehmen. Warum das so war, wusste er auch nicht, aber die Veranstalter gingen anscheinend davon aus, dass ein Redakteur in Begleitung positivere Berichte verfasst, als einer, der alleine in der Ecke steht, sich langweilt und niemanden zum Reden hat.

Jemand, der sich nicht so genau auskannte, musste uns eigentlich für ein schwules Musikjournalistenpäarchen halten, so oft wurden wir gemeinsam vor dem alten Wartesaal, dem Palladium, der Live Music Hall und dem E-Werk gesichtet. Wenn er merkte, dass es mir nicht so gut ging, legte er sogar manchmal freundschaftlich den Arm um meine Schulter. Irgendwann gab es einen Abend, an dem es mich dummerweise störte und das sagte ich auch. Er wollte wissen, was daran so falsch sei und ich sagte es ihm ungefähr so:

»Wir leben schließlich nicht in Indien, wo Männer Hand in Hand gehen, nur so, wir leben in Mitteleuropa und die mitteleuropäischen Dichter und Denker überlegen erst einmal, eh sie sich zu Gesten der Freundschaft hinreißen lassen. Sie reimen sich lieber ein paar Verse darüber zusammen.«

Darauf sagte er nichts, aber er legte nie mehr den Arm um mich, was mich schon zwei Tage später wieder störte, denn ich vermisste Berührungen. Aber ich sagte nichts.

Überhaupt sagten wir manchmal nicht viel zueinander, standen nur nebeneinander und warteten auf den Einlass zu einem Konzert der neueren Dichter- und Reimergeneration. Die Zeit verstrich, der Sommer war vorbei und ich weinte ihm keine einzige Träne nach. Die Zeit wies dem Schmerz einen angemessenen Platz an und stutzte ihn mit einer Heckenschere zurecht. Der Schmerz wurde wieder ein Teil von mir, ich war nicht mehr Teil eines universellen und nicht zu lokalisierenden Schmerzes, gegen den ich keine Chance hatte und der mir diktierte, was ich sagen und fühlen konnte. Liebevoll blickte ich auf meinen Kalender und sagte ‚Danke‘ und hoffte, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis ich zum Abschied leise ‚Servus‘ sagen könnte.

Doch manchmal legte sich die Einsamkeit wie ein Kettenhemd über meinen neu wahrgenommenen Körper. Einsam bist du sehr alleine und am Schlimmsten ist die Einsamkeit eben doch allein, mein lieber Freund Kästner.

# In der Sauna

Der Sand ist heiß,  
kein Schatten weit und breit,  
die Cola kocht.  
Man liegt im eigenen Schweiß.  
(Ideal)

**E**inen meiner düstersten Tage hatte ich ungefähr einen Monat später mit Marcel zusammen in einer Sauna.

Es war an einem Sonntag und entgegen unserer sonstigen Gewohnheit, unter der Woche in die fast leeren Anlagen zu gehen, hatten wir uns für das Wochenende verabredet. Es fing schon damit an, dass alle großen Kleiderschränke besetzt waren und wir unsere Sachen in einem Fach unterbringen mussten, das eigentlich nur Platz für den Kulturbeutel hergab und nicht mehr. Als wir dann in den Saunabereich kamen, gab es auch keine Liegen mehr, überall lagen Handtücher als Markierung herum, unbekannte Besitzer einer ungenutzten Idylle. Die Saunen waren ebenfalls überfüllt. Das war eigentlich nicht so schlimm.

Schlimm war, dass in allen Saunen gleichzeitig unglaublich viele junge und gut aussehende Frauen saßen. Ein überproportionaler Anteil gegenüber den anderen Tagen und gegenüber dem Frauenanteil in den Clubs. Sie gingen also nicht aus, sie saßen zuhause in Saunen und vertrieben sich die Zeit unter Sonnenbänken. Hier steckten sie, hier waren 70% der 23% großstädtischer weiblicher Singlehaus-

halte. Sie saunierten, sinnierten, entschlackten, verschlankten, bis sie Kraft für die Abwehr neuer Angriffe gesammelt hatten, die ihnen garantiert bevorstanden, wenn sie ihre glatten oder lockigen Singleköpfe nachts in einen der Tanzläden steckten. Der Anblick von schönen und nackten Frauen war allerdings nicht gerade das, was ich mir unter einem erholsamen Nachmittag vorstellte, ich wurde trübsinnig.

Ich sehnte mich nach dicken, stark schwitzenden alten Herren. Sie sollten sich über ihre verschwitzten Bäuche und Gesichter reiben und die verwässert eingesammelten Pfunde mit einer ausladenden Bewegung auf den Boden vor ihren Füßen tropfen lassen. Gespräche über den 1. FC Köln, breite Autoreifen, den Chef, die Steuer, das alles wäre ein Vergnügen gewesen. Vor allem wollte ich ungestört und schwitzend vor mich hinstarren können und meinen Gedanken ungestört freien Lauf lassen. Doch daraus wurde nichts. Es war grenzenlos schwierig, die Beiläufigkeit eines Blickes aufrecht zu halten und nicht wie ein liebeskranker Mann auszusehen, der in die Sauna geht, um attraktive Frauen anzustarren.

Es ist dieser kurze Moment, dieser nicht definierte Zeitraum, der den entscheidenden Unterschied ausmacht, der alles offenbart. Und es ist der Hund, der hinter den Pupillen entlang kriecht.

Noch unerträglicher war der Anblick, dass viele der Saunenden und Badenden mit ihrem Partner da waren und sich nach dem Tauchbad lachend küssten. Gut aussehende und nackte Paare, die sich küssen; es war anscheinend so eine Art Mutprobe, die ich zu bestehen hatte. Dagegen

war das über-die-Autobahn-rennen in Kinderzeiten geradezu eine Kleinigkeit.

»Stehst du das hier durch, dann kannst du mit geschlossenen Augen über jeden Highway Nordamerikas laufen, ohne dass dir was passiert, irgendwann machst du sie auf und stehst mitten in Las Vegas«, sagte ich mir leise, gerade so, dass ich es verstehen konnte.

Ich schaute mir die Frauen an und wusste, dass ich keine davon kennen lernen würde. Das war das 0:1 in der dritten Minute, vor dem mich kein Trainer beim Einlaufen gewarnt hatte. Da ich keine kennen lernen würde, würde auch keine mit zu mir nach Hause kommen und mich ein wenig aufmuntern oder einfach nur da sein. 0:2. Ich sah, dass die jungen und attraktiven Paare sich küssten. 0:3. Ich musste sogar mit ansehen, dass von den Männern, die auch alleine in der Sauna waren, viele erheblich besser gebaut waren als ich. Sie hatten volles Haar, waren größer, hatten längere Schwänze, waren durchtrainiert, sportlich und schlank. Sie hatten ihren Sixpack am rechten Ort, nicht im Kühlschrank. 0:4. Wahrscheinlich waren sie sogar auch noch spontan, tanzten gerne und gut, waren witzige Unterhalter aber zugleich häuslich, kochten gerne und gut, waren empfindsam und liebevoll - kurzum - es waren Riesen, es war genau die Sorte Männer, von denen die Sie-sucht-Ihn-Rubrik in den Kontaktanzeigen überquoll. 0:5.

Ich bin nett, dachte ich. Ich bin intelligent, ich bin lustig und ich bin ein zärtlicher Liebhaber. Drei Ecken - ein Elfer, das war schon seit Kindertagen so. Den Schuss verwandelte ich eiskalt ins linke obere Eck und gab mir in

der Summe für die guten Eigenschaften und den guten Schuss einen Punkt. 1:5.

Trotzdem war das Spiel bereits verloren, es gab für mich nichts mehr zu gewinnen, eine zweite Halbzeit brauchte ich nicht mehr und einen zweiten Aufguss konnte ich schon gar nicht ertragen.

»Marcel, ich glaub, ich muss hier raus.«

»O.K., Mike, ich weiß schon.«

»Danke, du bist ein wahrer Freund. Lass uns noch irgendwo hingehen und ein paar Getränke trinken und Sprache sprechen. Mir ist irgendwie nicht mehr nach Sauna und Hitze.«

»Was glaubt du, wie lange du brauchen wirst?«

»Brauchen? Wofür?«

»Bis du so was hier durchstehst, ohne depressiv zu werden? Ich meine, ich dachte, du hättest das mit Paula ganz gut verkraftet und könntest den Anblick schöner Frauen genießen.«

»Habe ich auch und kann ich auch.«

»Sieht irgendwie anders aus, Mike.«

Das Mike am Ende des Satzes klang warm und zart.

»Wenn du es genau wissen willst, ich brauche ca. drei Überquerungen der A1 mit geschlossenen Augen, wenn du verstehst, was ich meine.«

Er verstand nicht, schüttelte den Kopf, grinste aber trotzdem. Ich hatte ihm auch nicht wirklich eine Chance gegeben meine Kopfgeburten nachzuvollziehen, und alles zu erklären, erschien mir zu mühselig.

Unter der Dusche sprachen wir kein Wort, ich schaute abwesend vor mich hin und fing mit dem an, was ich immer mache, wenn ich in Badezimmern, Schwimmbädern oder auf Toiletten einen Anfall von Langeweile bekomme. Ich zähle in diagonalen Bahnen die Kacheln. Das geht nie gut, irgendwann verschwimmen die Fugen und man muss wieder von vorne anfangen. So vergeht die Zeit, man ist sauber oder hatte gute Verdauung. Aber alles hat eine Kehrseite, sogar diese Marotte. Es gibt nämlich kein Schwimmbad oder irgendeine Toilette auf der Welt, von der ich die genaue Anzahl der Kacheln kenne. Wir zogen uns an, gingen raus zum Wagen und fuhren in die Stadt.

Es war noch nicht spät genug für irgendeinen der dunklen Läden und so zog es uns ins Cafe´ Schmitz. Wir suchten uns einen Tisch aus, der an der Fensterfront lag, so hatte man die Straße im Blick und konnte verfolgen, wer ins benachbarte Kino ging. Wir saßen zusammen und schauten raus, beobachteten andere Menschen und ich fing an mir kleine Geschichten über sie auszudenken, wenn sie mehr als zwei Minuten an der Ampel standen. Ich war weit weg, als Marcel mich irgendwann wieder in das Cafe´ zurückholte, indem er mich ansprach:

»Ist vielleicht ein schlechter Zeitpunkt, Mike, aber ich weiß nicht, wann ich es dir besser sagen kann. Ich möchte auch nicht, dass du es von jemand anderem erfährst.«

»Was erfährst?«

Geheimnisvolle Ansätze wecken die Neugierde.

»Paula hat auf einer Party jemanden kennen gelernt, mit dem sie sich trifft. Sie sind nicht wirklich zusammen oder

so, jedenfalls noch nicht, aber ich glaube, es könnte was Ernstes werden.«

Schweigen, Denken, Schweigen, Denken, Satz.

»1:6, Marcel, Danke.«

»Was?«

»Och nichts, es steht nur gerade 1:6, mehr nicht. War wirklich kein guter Zeitpunkt, mir das zu sagen. Ist nicht mein Tag. Heimmiederlage, wenn du verstehst, was ich meine?«

In meiner Stimme schwang eine ungewollte Traurigkeit mit und Marcel brauchte eine ganze Zeit, ehe er etwas sagte. Das war genau die Zeit, die ich brauchte, um mich von der Nachricht zu erholen und die Marcel brauchte, um sich zu überlegen, ob er nicht wirklich den falschen Zeitpunkt gewählt hatte. In der Zwischenzeit hatte man uns den Milchkaffee gebracht, im letzten Moment hatten wir uns doch noch gegen ein Bier entschieden. Es war noch zu früh für Alkohol und der Abend sollte noch etwas andauern.

»Ich kapiere kein Wort. Irgendwie redest du heute mal wieder in Kreuzworträtseln. Unbekannter Philosoph mit vier Buchstaben... Mensch, du wusstest doch, dass das irgendwann passiert. Ich mein.... guck dir Paula an, da kommen eine ganze Menge Typen an.«

»Ich weiß, ich war ja auch einer von denen.«

Und ich wusste auch, dass es irgendwann passiert. Aber wenn es dann passiert, dann ist es trotzdem etwas anderes, dann ist es trotzdem zu früh. Es ist egal wann es ist, es ist zu früh.

»Bis jetzt war ich nicht mehr da, aber ich war auch noch nicht ganz weg, ich war nur mit dem Bann belegt, eine kleine temporäre Exkommunizierung. Ich war immer noch die ‚Number One‘, auch wenn die Charts schon alt sind. Es gab bisher noch keine neue Liste. Jetzt bin ich ersetzt. Jetzt gibt es kein zurück mehr. Nach zwölf Wochen abgewählt, so wie bei den Radiocharts auf deinem Sender. Da fliegt man auch nach zwölf Wochen raus, selbst, wenn du immer noch auf Platz eins stehst.«

Irgendetwas in Marcells Gesicht gefiel mir nicht, so sah er aus, wenn für wenige Momente die Freundschaft aus den Augen wich und eine unbekannte Härte Einzug hielt. Er setzte erneut an:

»Hör mal, Mike. Für dein Zurück, da hast du ziemlich wenig unternommen, hä. Es gab keinen Brief von dir, du hast Paula nicht angerufen nichts, nada, rien. Alles, was Paula von dir weiß, weiß sie eigentlich von mir.«

»Ich hab ihr welche geschrieben, ich hab sie nur nicht abgesendet. Die Briefe sind immer noch in meinem Kopf.«

»Toll, Mike. Klasse. Großartig. Du hast es echt geschafft, dass Paula nicht nur sauer ist, sondern wahrscheinlich auch froh, dich los zu sein und bei deinem Verhalten hat sie auch noch Recht. Du bist damals aus der Wohnung und das war's, das war alles. Deine ganzen Klamotten sind noch bei ihr und du hast dich nicht mehr gemeldet. Sie hat auf irgendetwas gewartet, verstehst du? Aber es kam nicht.«

Natürlich hatte er Recht, ich hätte ihm für jeden weiteren Satz einen Blankoscheck ausgefüllt. Von den Sachen, die

noch bei ihr lagen, vermisste ich nichts, es waren wahrscheinlich Kleidungsstücke, die ich nie wieder anziehen würde. Von mir aus hätte sie sie schon längst dem Roten Kreuz geben können. Sachen von ihr gab es bei mir fast gar nicht, darüber war ich froh, den Anblick konnte ich mir ersparen. Das Shampoo hatte ich weggeworfen, genauso wie die Tagescreme. Nur die vergrößerten Fotos, die an meinen Wänden hingen, erinnerten mich täglich an sie, aber sie waren schön und das würden sie bleiben. Zu jedem Foto gab es einen passenden Film, die Sequenzen hatte ich noch klar vor Augen; ich wusste noch was sie gesagt hatte, als sie die Kamera in Anschlag nahm und mit ihren schlanken Fingern zweimal kurz am Objektiv drehte und sofort alles scharf und scharfsinnig vor Augen hatte.

»Ja, ja, schon gut. Ich konnte nicht, es ging nicht. Sie hat mich an dem Abend seziert. Da kann man nicht bleiben oder nochmal schreiben. Ich geh nicht hin und lass mir bei lebendigem Leibe die Arme und Beine entfernen und warte dann noch darauf, dass sie mir mit einem Skalpell den Brustkorb öffnet und mit der Knochensäge die Rippen zerteilt, um an mein Herz zu kommen. Es ging nicht anders, wenn ich einen Funken Stolz bewahren wollte.«

»Bisschen theatralisch, meinst du nicht?«

»Nee, mein ich nicht. Das Leben ist theatralisch. Außerdem hab ich gestern Anatomie gesehen - du weißt schon, der Film mit Franka Potente.«

»Na gut, das erklärt einiges.«

»Alles sogar.«

Marcel musste lachen und mir war nach abruptem Themenwechsel zumute.

»Erzähl mir lieber was von Judith und von Eurer Hochzeitsplanung. Ich hab keine Lust, dass du hier der große Kummerkasten für mich wirst. Wenn du noch einen DJ für die Party suchst, dann steh ich sofort zur Verfügung.«

Einen Moment dachte ich darüber nach, dass ich als DJ keine Möglichkeit hatte mich auf der Feier schnell aus dem Staub zu machen und dass ich spätestens an dem Abend Paula in den Armen eines anderen sehen würde. Sie würden eng umschlungen miteinander tanzen, würden sich küssen, gemeinsam zur Theke gehen, um sich ein Glas Wein zu holen und sich dabei an den Händen halten. Ich würde hinter meinem Pult stehen und zuschauen, stundenlang würde ich es mit ansehen müssen und nur zwischendrin mal abtauchen, um eine neue CD aus dem Koffer zu holen. Entweder würde ich den ganzen Abend über sentimental den La-Boom-Fetensampler laufen lassen und sie schmachkend anstarren oder sie mit einer Variante einer Kuschelpunk-CD überraschen, zu der nicht einmal Paula tanzen könnte und Paula konnte zu so ziemlich jeder Musik tanzen, es sah immer sexy aus, wenn sie sich bewegte. Mein Vorschlag verlangte mir alles ab und ich wusste, dass ich den Anblick einer tanzenden Paula nicht würde ertragen können. Also würden an dem Abend alle mit Zappa und seinen 5/4 oder 6/9 Takten, gefolgt von unzähligen, unzählbaren Breaks vorlieb nehmen müssen. ‚Dafür wird mich die ganze Gesellschaft hassen, nur Marcel wird es verstehen und mich in Schutz nehmen‘, dachte ich für einen Moment. Marcel riss mich aus mei-

nen Gedanken und meiner Erstellung der Top Ten der untanzbaren Stücke.

»Viel gibt's da eigentlich nicht zu erzählen. Die Hochzeit ist auf jeden Fall erst nach der Geburt, so viel steht jetzt fest. Wir kriegen das nicht mehr hin, vorher. Die ganze Verwandtschaft, alle Sachen organisieren mit den Läden und so weiter, das wird zu eng. Wir werden irgendwann in Ruhe nächstes Jahr heiraten. Aber egal. Das ist im Moment auch nicht so wichtig für uns. Judith geht's gut, das ist wichtig, sie hat wirklich einen sexy Bauch bekommen und gekotzt hat sie nie. Irgendwie ist sie noch viel schöner geworden.«

Marcel's Blick wurde wieder so wie ich ihn kannte, vor allem, wenn er von Judith sprach.

»Die Fruchtbarkeit der Frau, ein letztes, ungelöstes Rätsel auf unserem Planeten«, warf ich nachdenklich ein.

»Was soll denn das schon wieder heißen?«

»Ich mein das ernst. Ich find das ehrlich unglaublich. Ich meine alles, alles was damit zusammenhängt. Die ganze Veränderung, die Haut, das Strahlen - das ist doch ziemlich unbegreiflich. Da kann man doch nur neidisch werden.« »Stimmt. Irgendwie strahlt sie. Keine Ahnung, aber ich finde sie unglaublich sexy und schön.«

»Ehrlich gesagt, war sie das aber auch schon vorher und unschwanger. Nicht, dass du mich jetzt falsch verstehst, aber wenn du dich getrennt hättest und ich Paula nicht gehabt hätte..., Judith ist schon ein ziemlicher Knaller.«

Etwas schuldbewusst schaute ich Marcel in der Hoffnung an, nichts Falsches gesagt zu haben. Aber der Gedanke enthielt mehrere beschützende ‚wenns‘.

Trotzdem - werdende Väter können manchmal unberechenbar sein, das kannte ich und hatte es schmerzhaft erfahren müssen, als ich einen Freund verlor, nur weil ich ihn auf seinen eigenen, immer dicker werdenden Bauch angesprochen und gefragt hatte, ob er jetzt aus Solidarität schokoscheinschwanger werden würde. Er hatte nicht gelacht.

»Ich versteh das nicht falsch. Aber auf Trennung musst du bei uns wahrscheinlich warten, bis von dem Strahlen von Judith nicht mehr viel übrig ist.«

»Das wär' ja auch noch schöner. Nee, Trennung reicht für dieses Jahr, das Thema ist durch. Such dir ein anderes aus. Auf Trennung hab ich das Jahresabo. Ich Trennung - du Papa, Hugh.«

Dazu hob ich meine Hand in die Höhe und legte sie danach auf mein Herz, einer alten Indianersitte entsprechend. Natürlich wusste ich nicht wirklich, ob Indianer jemals so theatralische Gesten benutzt haben, aber es war an eine Karl-May-Vorlage angelehnt.

»Wie geht's jetzt eigentlich weiter bei euch?«, warf ich eine weitere Frage in den Raum, um das Gespräch ein wenig in Fluss zu halten.

»Wir haben uns für einen gemeinsamen Geburtsvorbereitungskurs angemeldet. Dienstag geht's los.«

Das nackte Entsetzen ergriff Besitz von meinem Gesicht und das war ehrlich und hatte so gar keine Romanvorlage.

»Du meinst so einen, wo du mit den Eiern auf einem Tennisbällchen hockst, um den Dammdruck nachspüren zu können? Ist das euer ernst?«

Ich bemerkte, dass es wohl nicht so ganz der richtige Ton gewesen war, Marcel sah für einen Moment eine Spur zu ernst aus.

»Weißt du, Mike, du hast so eine zauberhafte Art so Sachen auszudrücken. Du bist empfindsam, charmant und höflich, man weiß nur manchmal nicht warum man überhaupt mit dir redet.«

Gerne hätte ich ihm noch weitere Vorurteile präsentiert, zum Beispiel, dass in einem Vorbereitungskurs zum Abschluss alle einen Kreis bilden, sich an den Händen anfassen und Lieder von Rolf Zuckowski singen oder Sachen wie: ‚Wir freuen uns schon doll auf dich; schön, dass du geboren wirst‘.

Bei diesem Lied müssen dann die werdenden Väter liebevoll die Hand auf den dicken Bauch ihrer Partnerin legen und ihn zärtlich streicheln. Ein Lied und eine Übung, die die Hebamme extra für den Vorbereitungskurs selber geschrieben hat. Daher muss das Lied in C-Dur sein. Jedenfalls muss es in irgendeiner Tonart geschrieben sein, die schön freundlich und positiv klingt. Warum Erwachsene systematisch daran arbeiten, wieder Kinder zu werden, wo sie doch eigentlich Kindern helfen sollen, endlich erwachsen zu werden, wusste ich auch nicht. Ich hatte jedenfalls meine Befürchtungen und vollkommen undifferenzierten Vorurteile, aber sonst wären es ja keine Vorurteile, sondern differenzierte Meinungen und Einstellungen gewesen. Die brauchte ich nicht, brauche ich auch heute

noch nicht; mit meinen Vorurteilen kam und komm ich immer prima über die Runden. Der Blick in sein Gesicht und die Reaktion auf mein erstes Vorurteil ließen aber den Mut zur weiteren Präsentation sinken und es war der Zeitpunkt für etwas Lockerheit und was Versöhnliches gekommen. Wie ein Schuljunge streckte ich darum den Finger in die Höhe, schnippte mit den Fingern und warf den Arm aufgeregt von hinten nach vorne. Dazu äffte ich ein »Ich weiß es, ich weiß es« aus meiner Kinderzeit nach. »Du weißt was?«

Marcel's Gesicht wurde nach der kleinen Aufführung wieder sanfter.

»Ich weiß, warum wir reden. Klar weiß ich das. Wir reden, weil Freunde so reden. Nur Freunde reden so. Und du bist mein Freund. Und Freunden gegenüber hat man die verdammte Pflicht, nur Wahres zu sagen. Das geht in keiner anderen Beziehung. Das kannst du mit Judith nicht, das wirst du nie mit deinen Eltern können. Die Wahrheit ist reserviert für uns, sie ist reserviert für Freunde, die keine andere Verbindung haben und nichts anderes von sich verlangen. Es gibt keine Notwendigkeit befreundet zu sein und Wahrheiten zu erzählen. Du schläfst nicht mit mir, du willst kein Geld von mir, wir haben total unterschiedliche Gene und Geschichten. Du kannst dich täglich dagegen entscheiden und deswegen entscheidest du dich dafür. Das geht nur mit Wahrheit - die ist nur nicht immer schön. Vielleicht geht es überhaupt nur, weil man ein paar Menschen um sich herum braucht mit denen man Wahres reden kann.«

»Ziemlich krude Vorstellung, dein Wahrheitsbegriff, ehrlich. Wahrheit und Beleidigung, Mike, das kann keiner besser verwechseln als du. Komisch ist nur, dass ich es auch keinem anderen so schnell verzeihe.«

Seine Augen wichen nach innen und rechts aus, ich aus dem Bild, er weg in die Gedankenwelt.

»Vielleicht, weil ich mich täglich gegen das Dagegen entscheide. Trotzdem bist du manchmal echt ätzend. Du bist voreingenommen und hast immer sofort eine Meinung parat. Keine Ahnung, ob du überhaupt weißt, was da bei so einem Geburtsvorbereitungskurs gemacht wird. Ich weiß es ehrlich gesagt auch nicht, aber es ist auch ziemlich egal, ob ich auf einem Bällchen sitzen soll oder nicht. Jeder Witz hat seine Grenzen und da mach ich dann auch nicht mehr mit. Darum geht's aber nicht. Uns geht es vor allem darum, ein paar Pärchen zu treffen. Vielleicht sind da ja ein paar ganz nette Leute mit dabei, vielleicht ein paar nette Frauen, mit denen Judith mal was unternehmen kann, vielleicht sogar einige Paare und man kann was zusammen aufbauen.«

Er hatte ohne Luft zu holen geredet und ich nutzte die kleine Atempause, die er sich gönnte, zu einer Frage:

»Aufbauen? Was willst du denn aufbauen?«

»Z.B. eine Gruppe, dass man hin und wieder mal die Kinder gegenseitig beaufsichtigt oder so.«

Die Antwort entsetzte mich und ich fuhr ihn an:

»Da ist euer Wurm noch nicht auf der Welt und schon wird er an latzhosentragende Ökos und Wohnzimmergebärende aus der nachgeburtlichen Nachbarschaft verschä-

chert. Gottes Segen für dich, mein Sohn, und möge der Dammschnitt dir keine großen Qualen bereiten.«

Ich fand die Bemerkung eigentlich nicht so richtig schlecht und eigentlich auch nicht unlustig, aber Marcel verzog eher gequält das Gesicht zu einem erzwungenen Lächeln. Er wusste, dass ich wieder mal irgendein Thema angefragt hatte, nur um ein anderes Thema als Paula zu haben und dass mich das eigentlich nicht sonderlich interessierte und wenn, dann nur, um mich darüber lustig zu machen, obwohl es eigentlich gar keinen lustigen Hintergrund gab.

Geburtsvorbereitungen würde ich in absehbarer Zeit wohl eher nicht mitmachen, das war wirklich nicht mein Thema. Es machte mir sogar Angst, dass er sich damit beschäftigte, denn die Themen wurden fremder, mehr denn je, und mit fremden Themen entfremdet man sich von den Menschen, die man Freunde nennt. Bei anderen war mir das egal, bei Marcel absolut nicht. Für Marcel würde ich sogar mit ihm zusammen auf Tennisbällchen sitzen und über das reden, was man dabei empfindet. Der Rest des Abends verlief dann wieder sehr harmonisch und friedlich, wir gingen ins M20, hörten Musik, tranken ein paar Biere, versöhnten uns, obwohl wir keinen Streit gehabt hatten, und alberten herum. Wir erfanden alle möglichen Übungen und Geräte, mit denen ein Mann das Wunder der Frau für sich begreifbar erfahren könnte. Es zu verstehen ist nicht schwer; ein paar Overheadfolien und ein ekliger Aufklärungsfilm reichen da völlig aus. Aber erfahren? Wie erfährt man es, das war die zentrale Frage des Abends.

Marcel hatte die wohl herausragendste Idee. Er wollte sich von einem Chirurgen chinesische Liebeskugeln in den Bauch implantieren lassen, um Kindsbewegungen zu erspüren. Wir prusteten Bier auf die Jacken und lachten uns kaputt. Mitten in irgendwelchen Ideen und Erklärungen von mir, als ich gerade eine Zigarette aus der Schachtel fingerte und sie mir anzünden wollte, schaute er mir ernst in die Augen, nahm meine Hand und schrie aus vollem Hals durch den ganzen Laden.

»Jetzt pressen, Mike«, und das war das Ende.

Wir konnten nur noch unter Tränen weiter reden und sagten noch gut zweihundertmal ‚Pressen‘. Die anderen Gäste schauten uns verständnislos an oder lachten mit, das hing wahrscheinlich von der seelischen Verfassung und den Inhalten ihrer Gespräche ab. Uns war es egal, wir hatten wirklich das, was man Spaß nennt. Der Tag hatte eine grandiose Wende genommen, die Sauna war vergessen, Paula hätte im gleichen Moment anrufen können, um mir zu sagen, dass sie ihren Neuen heiratet und schon schwanger ist. Ich hätte nur »Pressen« ins Handy gerufen und ihr alles Gute dieser Welt gewünscht.

Alles war gut und ich schaute mich um und hin und wieder auf, wenn jemand Interessantes elfenhaft an mir vorbei in Richtung Toilette oder Ausgang huschte. Es gab keinen Grund mehr zu warten, es gab keinen Betrug mehr, es gab nur noch neue Möglichkeiten und es galt die Würde zu bewahren und den Bauch zu halten vor Lachen. Es galt dem Leben zuzuprosten und ihm zu sagen, wie sehr man es liebt. Nicht mehr und nicht weniger und das war eine ganze Menge.

## Im Park

Ich bin ganz sicher  
schon mal hier gewesen.  
Doch ich weiß nicht mehr wann.  
Es muss die Zeit gewesen sein,  
in der alles begann.  
(Tocotronic)

**A**n einem unserer eher ernsten Tage trafen wir uns im Hallmackenreuter. Dort kamen wir nicht mehr so oft hin. Auch ich alleine ging dort nicht mehr so oft hin wie früher, obwohl es eigentlich ganz schön dort ist. Meistens läuft eine dezente House-CD und man kann sich noch gut unterhalten. Die Stühle und die übrige Einrichtung sieht aus wie aus einer Eisdiele aus den späten sechziger Jahren und das Publikum ist hübsch und auf der Höhe der Zeit.

Trotzdem war ich lange nicht mehr dort gewesen. Das lag wohl daran, dass es in der Stadt wenige Plätze und Cafés gab, die nicht besetzt waren mit Erinnerungen an gute oder bessere Zeiten. Hier hatten Paula und ich unsere ersten Abende verbracht, hier hatten wir ständig aneinander gehalten, hatten alle paar Sekunden die Köpfe für einen Zungenkuss zusammengesteckt, hatten uns in die Augen geschaut, bis wir es nicht mehr aushielten und waren dann mit einem Taxi in ihre oder meine Wohnung gefahren. Deshalb konnte ich dort lange nicht hin. Jetzt war die Zeit reif dafür, die Plätze wieder zurückzuerobern oder sie freizugeben.

Die Entzauberung einer Stadt, der Plätze und das Verwischen der Geschichte ganzer Einrichtungen in Cafés ist anstrengend und schwierig.

Um nach einer Trennung dort zu bleiben, wo man glücklich war, gibt es keine andere Wahl. Die Alternative heißt Umzug, Exodus und das kam für mich nicht unbedingt in Frage. Ich hatte mich mit Judith und Marcel zum Kaffee verabredet, wartete aber schon recht lange und las in einem Buch von Connie Palmen. Es gibt diese Bücher, die einen Sog entwickeln, die es schaffen, dass einem die Müdigkeit wie eine persönliche Beleidigung vorkommt, dass man sich zurückversetzt sieht in die Kindertage, wo man es nicht erwarten konnte, am nächsten Tag weiterzuspielen und ungeduldig und unruhig im Bett lag und für ein frühes Erwachen betete. So ein Buch las ich gerade. Ich versank im Strudel der Sprache, tauchte nach gierigem Lesen nur auf, um ein weiteres Wasser zu bestellen und vergaß die Zeit, den Raum und die Geschichte des Ortes, an dem ich saß. Von den Personen um mich herum nahm ich nichts wahr und blieb in einer stillen und einsamen Welt mit den Zeilen einer anderen.

Marcel und Judith kamen pünktlich und das hieß, dass sie für mich viel zu früh kamen. Ich versuchte, die durch das Buch hervorgerufenen Gefühle zu sortieren, sie in eine Richtung zu bringen, aber es war schwierig wieder in die reale Situation zurückzufinden. Ich bestellte gerade ein neues Wasser und schaute daher auf, als ich sie sah. Judith sah wirklich sexy aus, als sie mit ihrem unübersehbaren Bauch durch die Tür marschierte und unweigerlich die Blicke auf sich zog.

Sie kam nicht in den Raum herein, sie ergriff Besitz von ihm. Judith ist eine der Frauen, bei der nur der Bauch wächst. Die Beine und ihr Hintern blieben schlank, daher konnte sie auch noch die Sachen tragen, die sie immer anhatte. Sie blieb Frau, sie wurde nicht nur Mutter. Marcel wirkte dagegen eher wie ein stiller und unscheinbarer Begleiter, er hätte ebenso gut ihr Bodyguard sein können, so unauffällig war er. Er hätte den Job sicherlich gut gemacht.

Sie begrüßten mich strahlend und wir umarmten uns. Wir umarmten uns immer, wenn wir uns sahen und es war immer herzlich, wir küssten uns nicht auf die Wangen oder deuteten Küsse an, wir versanken einfach für einen kleinen Moment in den Armen des anderen. Dosierte Intimität. Judith zu berühren war anders als sonst. Wir hatten uns das letzte Mal vor sechs Wochen gesehen, sie war mit einer Semesterarbeit sehr beschäftigt, traf sich oft mit Paula und wenn ich mich mit einem von ihnen traf, dann mit Marcel alleine. Jetzt spürte ich ihren Bauch, spürte, dass sie irgendwie noch mehr Frau war als sonst. Außerdem hatte ich eigentlich seit Monaten keine Frau mehr in den Arm genommen, genoss es und schloss für einen Moment die Augen und sog den Duft ein, den sie verströmte. Ein stiller Moment, in dem alles gut war. Sie setzten sich an den Tisch.

»Schön dich zu sehen«, sagte Judith.

»Schön euch zu sehen«, sagte ich.

»Wartest du schon lange?«

»Leider nicht lange genug. Ich hab die ganze Zeit gelesen. Und ich muss ehrlich sagen, ich hätte auch gerne noch

weitergelesen. Ihr hättet euch ruhig ein bisschen verspäten können.«

Judith warf einen Blick auf mein Buch und seufzte.

»Das ist toll, nicht?«

»Ich glaub, das ist der Wahnsinn. So was hab ich schon lange nicht mehr gelesen. Das macht mich total fertig, ich kann aber nicht aufhören. Es ist schrecklich und es ist zugleich schrecklich schön.«

»Was ist das?«, fragte Marcel.

Marcel las von alleine nicht besonders viel, Judith gab ihm hin und wieder mal ein Buch, das er unbedingt zu lesen hatte und genau das machte er dann. Für ihn war Judith so eine Art Entwicklungshelferin in Sachen Literatur. Bevor sie sich kannten, hatte er fast gar nicht gelesen. Er war jetzt zwar Kulturredakteur, das hieß aber nicht, dass sich an seinem Leseverhalten irgendetwas geändert hatte. Für die Literaturbeiträge hatte er eine feste Anzahl an freien Mitarbeitern zur Verfügung, er koordinierte nur deren Aufträge. Dafür kannte er absolut alles, was mit Musik in Verbindung stand und nur die Beiträge übernahm er, sonst keine. In seiner CD-Sammlung konnte man sich verlieren und wenn man ihn nach einem Titel fragte oder ihm eine Melodie halbwegs passabel vorsang, dann konnte er sofort sagen, von wem und auf welchem Album der Song war. Noch nie hatte ich vorher jemanden getroffen, der ein so umfangreiches Wissen hatte und damit so wenig angab. Er fragte nicht dauernd, ob man dieses oder jenes schon gehört hatte, er machte keinen Wind darum, er gab einem immer die Möglichkeit, vorher zu fragen oder drückte einem einfach eine CD mit den

Worten ‚hör mal rein‘ in Hand. Keine Vorlesung, keine Belehrung. Das ist sympathisch. Marcel kannte Musikstile, die ich gar nicht aussprechen konnte und verlor auch den Überblick nicht, wenn die House- und Elektronikszene wöchentlich neue Namen und Subklassen kreierte.

Marcel nahm das Buch in die Hand und las sich den Text auf der Rückseite durch.

»Das ist ein sehr sehr gutes Buch. Das ist gute, man könnte sogar sagen herausragende Literatur. Sie ist ein weiblicher Thomas Mann«, lispelte ich in hoher Tonlage und melodisch wie Marcel Reich Ranicki vor mich hin, wirbelte dabei mit meinen Armen durch die Luft und unterstrich die Aussage mit ausladenden Bewegungen meines Kopfes. Judith lachte.

»Besonders die Szene als er mit seiner Cousine schläft...«, konterte Marcel und spielte Helmuth Karasek.

»Und so sehen wir betroffen den Vorhang fallen und alle Fragen offen«, plärrte ich zurück in Richtung Marcel.

Wir lachten. Judith lachte am meisten. Sie hatte immer einen unglaublichen Spaß daran, wenn Marcel und ich unsere ganz private Vorführung für sie gaben und das machten wir ihr zuliebe manchmal. Früher hatten wir das Literarische Quartett oft zusammen, zu viert, angeschaut und amüsierten uns über die Rollenverteilungen und die unterschiedlichen Meinungen über die gleichen Bücher. Manchmal fragten wir uns, ob alle wohl das gleiche Buch gelesen hatten. Aber das Quartett war klasse und immer wieder ein unterhaltsamer Höhepunkt in der dunklen Fernsehlandschaft.

Judith verfolgte den Literatur- und Büchermarkt ein bisschen, jedenfalls die neuen deutschen Autoren und zu meinen Geburtstagen versorgte sie mich immer mit neuem Lesestoff. Wenn mir ein Buch besonders gefällt, dann verschenke ich es sofort weiter. Ich habe eh keinen Platz im Regal und Bücher sollen gelesen und nicht gesammelt werden, das ist meine Devise.

Bei Platten ist das natürlich anders. CDs geben Auskunft darüber, wo man herkommt, was die Wurzeln sind und welche Geschichten man erlebt hat. Aus den CDs kann man lesen, welche Kleidung jemand zu welchem Zeitpunkt anhatte und welche Frisur derjenige im Alter von 16 Jahren getragen hat. Bei Büchern ist das schwieriger, sie markieren nicht so detailliert die Linien in den Händen. Meine Bücher z.B. waren keine Chronik, höchstens Momentaufnahmen und die konnte man verschenken wie ein Polaroid, auf dem man lächelt. Einmal hatte ich einer Kellnerin ein Buch als Trinkgeld gegeben. Mittags war ich in das Bistro gegangen und bis zum Abend hatte ich das ganze Buch durchgelesen, es dann der Bedienung gegeben. Ich glaube, sie war gerührt, jedenfalls hatte sie gesagt, dass es ein außergewöhnliches Trinkgeld sei und sie hatte zweimal nachgefragt, ehe sie das Buch wirklich annahm. Bei einem späteren Besuch sagte sie mir, dass es ihr gut gefallen hätte und der Autor kam sogar aus der gleichen Stadt wie sie; wie ich übrigens auch, aber das interessierte sie schon nicht mehr so sehr.

Judith fand mein Verhalten verständlich und war nie beleidigt, wenn ich ihre Geschenke weitergab. Sie wusste es und schrieb daher auch nie eine persönliche Widmung

oder Geburtstagsgrüße in die Bücher. Dass sie Connie Palmen kannte, erstaunte mich nicht, sie hatte mir damals auch von Cees Nooteboom Bücher geschenkt, Holland war für sie kein weißer Fleck auf der literarischen Landkarte.

»Warum schreibst du eigentlich nicht?«, fragte mich Marcel.

»Ich kann es nicht, darum.«

»Ich glaub schon, dass du schreiben könntest. Du hast Sprachwitz und du hast Ideen.«

»Bist du wahnsinnig? Sprachwitz - als ob das ausreicht. Keine Ahnung, wie die Leute so was hier hinkriegen.«

Dabei tippte ich mit dem Zeigefinger auf das vor mir liegende Buch.

»Ich hab der Welt nicht wirklich viel zu sagen. Alles, was es Wichtiges zu sagen gibt, ist bereits gesagt worden - und das besser, als ich oder irgendjemand von uns es sagen könnte.«

»Aber du liest gerne und du hast Zeit. Das sind schon einmal zwei wichtige Voraussetzungen, oder?«

»Das glaub ich nicht«, sagte Judith.

»Zeit haben und gerne lesen ist genau die richtige Voraussetzung, um zu lesen. Aber um zu schreiben, muss man keine andere Wahl haben. Das ist wie malen. Kunst ist Notwehr, wenn man schreibt oder malt, dann doch nur, weil man nicht anders und nichts anderes kann.«

Judith konnte schon immer die entscheidenden Sachen gut auf den Punkt bringen.

»Connie Palmen sagt, dass das Schreiben eines Buches einen das Leben kosten kann. Und ich glaube, sie hat Recht«, bemerkte ich.

»Eigentlich lebe ich ganz gerne, da ist es ein ziemlich hohes Risiko, ein Buch zu schreiben. Plot statt Pott. Der sensible Mensch auf der Suche nach einer reflexiven Ausdrucksform für seine Gefühle - Oh Gott. Nee, ich bleib lieber beim Lesen und am Leben, ehe ich schreibe und mich später aus Scham umbringe.«

Der Kellner kam, brachte mir mein Mineralwasser und Judith und Marcel bestellten jeweils einen Milchkaffee. Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute mich zum ersten Mal im Laden um. Er war voll geworden und ich hatte es vor lauter Connie Palmen gar nicht bemerkt.

»Ich mein es trotzdem ernst, Mike. Fang doch einfach mal an. Du bist im besten Alter für einen jungen Autor. Fang an und denk nicht nach, sieh es doch als prosaisches Tagebuch.«

Marcel wollte nicht aufgeben, ich aber wollte noch nie Tagebuch schreiben, zu keinem Zeitpunkt meines Lebens hatte ich damit angefangen. Die Zukunft ist die Gegenwart und es kann keine Hilfe sein, wenn man im Nachhinein feststellt, dass man Entscheidungen besser anders getroffen hätte. Man hatte sie getroffen.

Leck auf, spring durch.

»Danke für dein Vertrauen«, sagte ich, »aber nur, weil alle Schauspieler jetzt singen und Sänger schauspielern und malen und Schriftstellerinnen Spielshows leiten, deswegen kann ich noch lange nicht alles.«

Natürlich fühlte ich mich geschmeichelt, denn Marcel sagte so etwas nicht leichtfertig und zu jedem. Er war täglich von Leuten umgeben, die mal eben einen Radiobebericht machen wollten, das ist ja so einfach, oder die dem Sender ihre Lebensgeschichte zuschickten und einen Beitrag darüber im Radio hören wollten. Er lachte sich regelmäßig tot, wenn er die Mengen an Papier sah und die Lebensaufzeichnungen eines gelangweilten Rentners, die mit dem Satz ‚Ich bin auf einem Bauernhof in Ostpreußen als viertes Kind einer gläubigen und rechtschaffenen Familie geboren worden‘ begannen.

Bauernhöfe, zweiter Weltkrieg, Vertreibung, Ostpreußen und die schwere Aufbauzeit, in der die ganze Kindheit versunken war, die als ewige Lücke bestehen blieb. Das war genau der Stoff, über den er auf gar keinen Fall Berichte machen wollte. Aber als persönliche Aufzeichnungen fand er es o.K. Einmal hatte er gesagt, er wüsche sich, dass sein Vater so etwas mal schreiben würde, er hätte dann die Gelegenheit, ihn besser kennen zu lernen und etwas über die verschütteten Träume zu erfahren, über die bei ihm zuhause nicht gesprochen wurde. Er befürchtete irgendwann einmal einen Mann beerdigen zu müssen, von dem er nicht viel mehr wusste, als dass es sein Vater gewesen ist. Ihm fehlten genau die dreißig Jahre Geschichte seines Vaters, bei der er nicht anwesend gewesen ist. Alles andere danach war zwar nicht besonders spannend, aber er vermutete immer, dass es noch etwas geben konnte, was zu wissen lohnenswert wäre. Als Familienvermächtnisse fand er bäuerlich vertriebene Autobiografien also o.K., als Romane definitiv nicht. Mir traute er

es aber zu etwas zu schreiben, das über eine bäuerliche Autobiografie hinausgeht und das war schon was, es war Balsam für die Seele. Ich wollte ihm gerade einen ähnlich bedeutenden Satz für den Anfang meines großstädtisch autobiografischen Buches vorschlagen. Er sollte beginnen mit: ‚Ich bin auf einer dunkelroten Couch in einer versiffen und kleinen Großstadtwohnung als zweites Kind meiner Eltern geboren worden, die damals noch keine Vorstellung davon hatten, wie sehr sie sich mal hassen würden.‘ Ich kam aber nicht mehr dazu, denn Judith stellte die alles entscheidende Frage.

»Na denn - was machen wir heute?«, fragte Judith.

Marcel erzählte, dass der Film mit Björk angelaufen sei und dass es überall glänzende Kritiken gegeben hatte. Normalerweise machte er sich nicht viel aus Kritiken. Vielleicht ist das so, wenn man selber welche produziert, man nimmt nicht mehr so ernst, was in den Medien berichtet und geschrieben oder gesendet wird. Er hatte mal erzählt, dass er ein miserables Konzert besuchte und einen Nachbericht dazu machen wollte. Als er in die Redaktion kam, fand er einen Zettel vor, auf dem stand, dass er der Band auf ‚ihrem Weg ein bisschen helfen sollte‘. Es war ein Zettel vom Programmchef, dessen Sohn in der Band spielte. Das sei der härteste aller Berichte gewesen, den er je gemacht habe, hatte er damals gesagt, denn er konnte keine Aussagen der interviewten Besucher reinnehmen, keiner hatte ein gutes Haar an der Band gelassen und Marcel wollte eigentlich einen schönen und schlichten Verriss senden. Aber jeder Job hat seine eigenen Sachzwänge, auch wenn er Gewissensbisse dabei hatte, sich

ihnen zu beugen. Er musste lange suchen, bevor er etwas Positives fand und es wurde ein lascher und fahler Bericht, der vor allem darüber Auskunft gab, wo die Einflüsse der Band zu suchen seien. Er unterfütterte die inhaltliche Leere seines Beitrages mit ein paar Eckdaten zu Zuschauerzahlen und der Bedeutung des Clubs, in dem sie gespielt hatten, als Sprungbrett für viele, heute international bekannte Bands. Seitdem war er sehr vorsichtig oder noch vorsichtiger, wenn jemand positive Kritiken über irgendwas schrieb - schließlich hatte jeder Freunde, Kinder, Nichten oder Onkel, auch Schauspieler, Schriftsteller und Musiker.

Björk aber mochte er wirklich und das schon lange. Er war schon früher auf Sugarcubes Konzerte gegangen. Er erzählte uns auch, warum er unbedingt hin wollte. Am meisten berührt hatte ihn eine Kritik aufgrund eines Interviews mit Björk, in der von der Selbstaufgabe der Musikerin gesprochen wurde, die jede Distanz zur Figur verloren hatte, nur, um die fehlende schauspielerische Professionalität mit der Intensität ihrer ganzen Person auszugleichen. Das war laut der Kritik auch voll und ganz gelungen und man sprach von einer sensationellen Leistung. Ich hatte aber keine rechte Lust dazu. Nicht, weil ich ihre Musik nicht mochte, sondern weil ich schon wusste, wie der Film endet. Jochen, mein Schlagzeugschüler, hatte es mir haarklein erzählt und bei seiner Erzählung waren mir die Tränen in die Augen gestiegen. Mitten in einem Song, ohne Musik, einfach nur ihre Stimme hörend zu ertragen, wie sie gehängt wird, das klang alles andere als heiter. Das klang nach klassischem Novemberfilm.

»Hey, ich kenn das Ende und ich hab geweint, als man es mir erzählte. Ich möchte nicht, dass Judith eine Fehlgeburt hat oder wir alle tränenüberströmt aus dem Kino wanken und zur Deutzer Brücke fahren«, sagte ich und blickte dabei in Richtung Judith. Judith war, was Filme angeht, eher zart besaitet und weinte bei vielen Filmen, die Marcel, Paula und ich nicht richtig traurig fanden. Sie hielt trotz ihres Studiums nie eine Distanz zum Film, ging hundertprozentig mit der Geschichte und den Figuren mit und verklärte nicht schlechte Filme mit irgendeiner sensationellen kognitiven Analyse über die guten Kameraeinstellungen, die Schnitte oder die Anspielung auf einzelne Sequenzen in alten Filmen.

»Es ist so ungefähr wie bei dir«, hatte sie mir damals gesagt, als ich nachgefragt hatte, » du hörst auch immer den ganzen Song, du reduzierst eine Platte auch nicht auf einzelne Grooves oder einen tollen Basedrumsound. Du achtest auf Texte und summt die Melodie mit. So ist es bei mir mit Filmen. Filme guckt man ganz oder gar nicht und wenn du dich dafür entschieden hast sie zu sehen, dann musst du auch in die Geschichte eintauchen, wenn du mehr als nur die technische Oberfläche erfahren willst.«

Das war für mich damals ein total neuer Aspekt, denn bis dahin hatte ich gedacht, dass ich auf der Oberfläche bleibe, wenn ich die technischen Elemente nicht zu würdigen weiß und sie erst gar nicht bemerke.

»Was haltet ihr davon, wenn wir erst mal eine Runde durch den Figurenpark drehen und uns dann alles weitere überlegen?«

Judith hatte meinen Einwand anscheinend verstanden und wusste, was ihr bevorstand, wenn wir in den Film gehen würden. Wir tranken aus, bezahlten unsere Rechnung und gingen nach draußen. Das Buch ließ ich nicht da, ich hätte es auch nicht da gelassen, wenn es bereits ausgelesen wäre. Es war noch hell und viel zu warm für den November. Einige der Büsche schlugen bereits wieder aus und freuten sich anscheinend auf den Frühling.

»Guckguck Flieder«, stellte ich mich vor einen Busch, von dem ich annahm, dass es Flieder sein könnte.

»Es ist Herbst, mein Freund. Spar dir die Mühe, auch wenn du Weihnachten wahrscheinlich nicht im Schnee stehen wirst. Heb dir dein Lächeln auf für später, wenn die Frauen wieder kurze Röcke tragen.«

Marcel grinste und Judith lachte. Sie waren froh, mich wieder so zu sehen, sie hatten mich auch schon anders ertragen müssen, weniger froh, zynischer, gereizter. Langsam schlich sich bei ihnen das Gefühl ein, dass ich auf dem Wege der Besserung sei. Dem war auch so, nicht oft, aber immer öfter. Es waren nur noch zynische und melancholische Momente und ich gewann wirklichen Spaß an einfachen Dingen zurück. Über Paula und ihre sich anbahnende neue Beziehung hatten wir nicht gesprochen, ich wäre aber in einer deutlich besseren Verfassung gewesen eine Neuigkeit aufzunehmen, als bei meinem 1:6 mit Marcel im Schmitz. Wir liefen durch die Innenstadt zum Rhein runter und am Ufer entlang, bis wir links in Richtung Park einbogen. Die rostigen Figuren sahen im Licht trotzdem schön aus und wir liefen einfach umher, ohne lange vor ihnen zu verweilen oder sie uns genauer anzu-

gucken. Das überließen wir gerne denen, die Ahnung von Kunst haben und denen, die gerne Ahnung von Kunst hätten aber so taten, als sei das der Fall. Marcel und Judith waren nicht gerade das, was man Vernissagengänger nennen kann und ich war es noch viel weniger. Mein Kunstverständnis beschränkte sich darauf, dass ich vor einem Bild stehen blieb und sagte: »Das ist schön, das gefällt mir«. Paula hatte sich immer kaputt gelacht, denn sie hatte in der Schule wenigstens länger als bis zur siebten Klasse Kunst gehabt und im Studium eine Menge gelesen.

»Faszinieren dich eigentlich Kinder?«, fragte mich Judith und entriss mich meiner Gedankenwelt der lustigen Museumsbesuche.

»Tja, das ist schwierig«, sagte ich.

»Ich meine jetzt nicht, ob du Kinder liebst oder willst oder so, ich meine, ob sie dich faszinieren?«

Marcel warf einen scharfen Seitenblick in Richtung Judith, der ihr wohl sagen sollte, dass er es nicht für das unbedingt passende Thema unseres Sorglossonntags hielt, aber ich lächelte Marcel an, um ihm zu zeigen, dass mich heute nichts aus der Ruhe bringen würde. Ich dachte ein wenig nach, so wie es meine Art ist, wenn man mich etwas fragt, und mir dabei nicht die Pistole an den Kopf hält.

»Doch schon. Vor allem fasziniert mich die Geschwindigkeit, mit der sie leben.«

»Was meinst du mit Geschwindigkeit?«, wollte Judith wissen.

»Ich meine, eigentlich sind wir es doch, die sich Gedanken darüber machen müssten, ob Zeit für irgendwas verloren

geht. Paula geht die Zeit zum Kinderkriegen aus, mir geht die Zeit zum Berufswechsel und Erfolgreichwerden aus, euch geht die Zeit zum alleine ausgehen aus. Aber trotzdem leben wir so weiter, in einer komischen Bedächtigkeit und halten an allem fest. Das finde ich an Kindern interessant.«

Ich machte eine Pause, zog mir eine Zigarette aus meiner Packung und zündete sie mir an. Der Rauch stieg auf und wurde vom Wind verwirbelt. Die Gedanken sortierten sich wieder und ich setzte zu einem weiteren Kapitel meiner kleinen Alltagsphilosophie an.

»Sie leben so wahnwitzig schnell. Sie sind total traurig und weinen, bleiben aber nicht in dem Gefühl stehen, sie halten nichts fest. Sie lachen in der nächsten Sekunde und auch das genießen sie nicht und halten es. Sie versuchen nicht einmal an ihrem Glück festzuhalten. Sie rennen los, rennen gegeneinander, tun sich weh, und nach zweimal pusten wollen sie kein Mitleid mehr, sondern stürzen sich sofort wieder in den Kampf. Andere denken immer, das sei ihr Charakter oder verwechseln es mit kindlicher Neugier, ich glaube, das ist ihre Angst, nicht alles auf einmal erleben zu können. Genau deswegen rennen und stürzen, lachen und heulen sie gleichzeitig und bleiben auf, bis sie die Augen nicht mehr aufhalten können und halten an nichts fest. Sie tun es, obwohl sie alle Zeit der Welt haben. Wir haben die nicht mehr so ganz und tun so, als hätten wir sie. Guck mich an. Ich traure jetzt seit Monaten wegen Paula herum, das ist Festhalten. Ich hätte zu euch kommen sollen, hätte euch dreimal pusten lassen sollen und dann hätte ich mich sofort in den Kampf stürzen

können, hätte Seitenweise Sie-sucht-Ihn-Anzeigen durchstöbern können und wir wären jetzt zu viert unterwegs.«

»Interessanter Gedanke«, sagte Marcel.

»Komm mal her zu mir«, sagte Judith sanft und ich ging zu ihr.

Sie hielt meinen Kopf mit beiden Händen fest und pustete mir dreimal auf die geschlossenen Augen. Ich spürte ihre Hände, ihre Haut und hätte gerne meine Wange fester gegen ihre Handinnenfläche gepresst. Ich spürte, was mir fehlte und genoss dennoch oder gerade deswegen ihre freundschaftliche Zärtlichkeit.

»Danke, das tat gut«, sagte ich und lächelte sie an, wie ich eigentlich nur Frauen anlächeln kann, in die ich verliebt bin. Das war ich nicht, aber mein Herz fühlte sich trotzdem leicht.

»Du meinst, dass es bei Kindern Angst ist und nicht Lebenslust oder Neugier?«

Judith hatte die freundschaftliche Geste schon abgeschlossen, ich hing noch ein wenig nach, verbuchte den kostbaren Moment auf einem kleinen Konto, von dem ich in schlechten Zeiten immer wieder kleinere Guthaben abbuchen konnte, um über die Runden zu kommen. Aber Judiths Frage verlangte eine Antwort. »Nee, ich glaube, es ist Angst. Warum schlafen viele nicht im Dunkeln? Warum gehen sie nicht gerne ins Bett? Sie haben Angst, das ist alles. Sie denken, dass es kein Morgen gibt, obwohl sie noch Tausende erleben werden. Deswegen bemühen sie sich am Tag alles auf einmal zu erleben, alles wofür sie

eigentlich ein ganzes Leben Zeit haben. Deswegen leben sie in dieser affenartigen Geschwindigkeit.«

»Aber dann ist das Tempo und das Nichtfesthalten eigentlich Mut, es ist doch ungeheuerlich mutig«, sagte Marcel.

»Dann ist es die unglaubliche Angst und der sagenhafte Mut zugleich, der sie so sein lässt. Also ich finde, das würde keiner von uns so hinkriegen, das ist echt mutig.«

»Wenn du es so siehst, ich glaube, du hast Recht. Hinter dem Tempo steckt auch Mut«, entgegnete ich ihm nachdenklich.

Judith schaute vom Boden auf, sie guckte immer auf die Füße und ihre eigenen Schritte, wenn sie sich konzentrierte oder sehr aufmerksam zuhörte. Sie vermied in solchen Momenten den anderen anschauen, sie hörte nur auf die gesprochenen Worte und wollte nicht durch großartige Gesten irritiert werden. Sie wäre der Tod für jede südländische Unterhaltung gewesen. Jetzt schaute sie uns an und nahm das Gespräch wieder auf.

»Ich finde, dass es eine schöne Vorstellung ist. Ich werde unser Kind anschauen und ständig daran denken, wie mutig es doch eigentlich ist, dass es nicht einfach in meinen Armen bleibt und sich streicheln lässt. Ich werde es ihm jeden Tag sagen.«

Sie sagte es mit einer großen Zärtlichkeit in der Stimme. Es war eine verschmolzene, intime und zärtliche Stimme, die nach innen gerichtet war, und dass Marcel und ich es hörten war sicherlich o.K., aber auf keinen Fall zwingend notwendig. Marcel und ich schwiegen nicht nur deshalb, denn wir wussten, dass ihre Gedanken noch nicht zu En-

de waren, dass noch etwas folgen würde und wir wollten sie nicht unterbrechen.

»Wir sind anders, das stimmt. Es ist was Wahres dran, wir sind eigentlich so weit, den Mut zu verlieren. Nicht sofort und nicht dramatisch, gerade so, dass man es gar nicht bemerkt, dass man denkt, er sei noch da, dass es aber so viele gute Gründe dafür gäbe, etwas nicht mehr zu tun. Dabei geht es gar nicht um die Gründe, es geht darum, dass wir einfach keinen Mut mehr haben.«

Marcel strich Judith über das Haar. Ich fand ihre Ideen klar und gut vorgetragen und zündete mir zur Feier unserer Erkenntnis eine weitere Zigarette an. Meine Gedanken machten einen Ausflug in alte Zeiten, hin zu meinem fehlendem Mut, zu den Möglichkeiten, die es gegeben hatte, bis hin zu eigenen Kindern, die aus Mutlosigkeit verklebt und gefangen im Mülleimer in der Küche gelandet waren. Ich machte einen Ausflug hin zu Paula. Plötzlich hatte ich einen unbestimmten Drang zu erfahren, was sie machte. Vermieden hatte ich es, jetzt war die Zeit reif für einen letzten Stich, für die Verabschiedung einer flüchtigen Idee.

»Aber mal was anderes. Wie geht es Paula, ich meine, was macht ihre neue Beziehung und was ist das für ein Typ, welchen Eindruck habt ihr von ihm?« »Willst du es wirklich hören?«

»Klar doch, spätestens auf Eurer Hochzeit sehen wir uns und da muss ich vorbereitet sein, sonst spiele ich den ganzen Abend Zappa, damit Paula nicht mit dem Kerl tanzen kann.«

Marcel lachte laut auf.

»So in etwa hatte ich mir das vorgestellt, deswegen hab ich dich auch nicht als DJ eingeplant. Ich würde dich dafür hassen, wenn du uns den Abend verdirbst.«

»Du würdest mich hassen? Du also auch, mein Sohn Brutus. Und dabei hatte ich felsenfest geglaubt, dass du mich verteidigst und dich schützend vor mich stellen würdest.«

Mit einem tadellos gespielten Erschrecken sah ich ihn an.

»Überschätz Marcel nicht«, warf Judith ein.

»Er ist zwar dein Freund, aber er ist nicht Mutter Theresa.«

»Na wenn ihr so schonungslos seid, dann also los, erzählt mir was von Paula und dem neuen Lover.«

Ich war bereit und spannte mich etwas an. Judith hatte den Mut, sie konnte es mir sagen, sie konnte mich danach ja auch in den Arm nehmen und trösten. »Also ehrlich gesagt ist er ziemlich nett. Er heißt Jens und arbeitet in einer Klinik in der Physiotherapie, er ist da der Leiter der KG., ist 33, sieht unverschämt gut aus, kann einen verspannten Rücken geschmeidig kneten und ziemlich komisch sein. Er ist groß, hat dunkle Haare und braune Augen. Irgendwie sieht er wie ein Abenteurer aus, ziemlich interessant halt. Reicht das oder willst du alles wissen?«

»Na, jetzt übertreib mal nicht gleich«, sagte Marcel.

»Man könnte ja meinen, du hast dich in ihn verknallt. Darf ich dich daran erinnern, dass du auf dem Weg bist meine Frau zu werden?«

»Ich hab das nicht vergessen, Schatz«, sagte Judith und drückte Marcel zärtlich die Hand.

»Aber er ist wirklich ein Leckerchen, das kann ich als Frau beurteilen. Tut mir leid, Mike, aber es ist so, wie es ist, du wolltest die Wahrheit und das ist sie.«

Mir fiel alles über Wahrheit und Freundschaft ein, was ich zu Marcel gesagt hatte und nun hätte ich gerne ein paar weitere Gedanken eingefügt, zum Beispiel, dass Freundschaft neben Wahrheit auch Rücksicht bedeutet. Rücksicht bedeutet nicht Lüge, aber manchmal gibt es auch das Prinzip der halben Wahrheit. Man lügt nicht, man lässt nur eben einen Teil weg oder verschiebt ihn auf später und zwar genau den Teil, der die Rücksicht ausmacht. Mathematisch könnte man sagen:

Freundschaft = Wahrheit - Rücksicht oder

Halbe Wahrheit = Wahrheit - Rücksicht = Freundschaft

Jedenfalls musste ich Marcel gegenüber vergessen haben die alles entscheidende Formel aufzuschreiben:

Freundschaft > Volle Wahrheit.

Die Vermutung lag nahe, dass Marcel Judith meine lückenhaften Ausführungen erzählt hatte und sie sich nun sklavisch an ein paar dahin geworfenen Fragmenten orientierte. Jedenfalls schien sie meine mittlerweile gereifte Formelsammlung nicht zu kennen, so viel stand fest. So viel, so viel auf einmal.

So viel Enthusiasmus wäre für mich nicht wirklich notwendig gewesen, mir hätte es völlig ausgereicht, wenn er nur ein anständiger Kerl wäre und ganz nebenbei auch noch ganz o.K. aussehen würde. Auf einen lustigen und zärtlichen Indiana Jones war ich ehrlich gesagt nicht gefasst und einen Moment hatte ich das unbestimmte Ge-

fühl, ich würde ihn sogar kennen, hätte ihn schon einmal in der Sauna gesehen aber nicht erkannt. Bei Physiotherapie fiel mir immer Bewegung und bei Bewegung Sport ein und wahrscheinlich fuhr er auch in der Stadt mit einem glänzenden und silbernen Mountainbike durch die Gegend oder mit einem Kickboard gut gelaunt zur Arbeit.

»Fährt er Mountainbike, Inlineskater oder Kickboard? Ist er Free-climber oder macht er Canyoning?«

Ich musste es einfach wissen.

»Was ist denn das jetzt für eine Frage?«

Marcel guckte mich ein wenig irritiert an.

»Ich will nur wissen, ob es bei Paula genauso ist, wie es bei alle und immer ist. Dass sie jetzt mit jemandem zusammen ist, der genauso ist wie ich, nur dass er das genaue Gegenteil von mir ist. Ich meine, dass er all das macht, was ich nie machen würde und dass es das ist, was Paula so fasziniert.«

»Keine Ahnung, Mike, ehrlich nicht. Aber sportlich ist er schon.«

Das war es, was ich befürchtet hatte. Paula war einmal das letzte Bollwerk gegen sportliche und die letzte Zuflucht für faule Männer gewesen. Damals fand sie mich interessant, weil ich Musik machte, Bücher las und keinen Sport ausübte. Ich wusste zwar ziemlich viel darüber, ich hatte Ingemar Stenmark bei der Winterolympiade (oder waren es damals die Weltmeisterschaften) ausscheiden sehen, obwohl er der haushohe Favorit für die Goldmedaille im Slalom war, ich hatte geweint vor Freude, als Jan Ullrich die Tour de France oder ‚Frankse‘, wie er immer sagte,

gewann. Trotzdem hatte ich es immer vorgezogen mich mit Musik zu beschäftigen und aus einer ungefährlichen Distanz den aufgeschlitzten Oberschenkel von Ewald Lienen zu betrauern. Jetzt war sie also mit jemandem zusammen, der wirklich anders war als ich, er war risikobereit. Wenn es so weit war, dann wollte sie das Gegenteil von mir, dann wollte sie endgültig nicht mehr mich.

»Ist Paula glücklich?«

»Sie macht jedenfalls den Eindruck.«

Marcel drückte es recht diplomatisch aus und ich wusste, wie ich seine Bemerkung zu bewerten hatte. Eine Zeit lang schwiegen wir alle. Ich ging meinen Gedanken nach, und Judith und Marcel ihren Befürchtungen bezüglich meiner Gedanken.

»Grüßt sie von mir und sagt ihr, dass ich ihr alles Gute wünsche.«

Ich wusste sehr wohl, dass sie es weder machen würden, noch dass Paula auf meine Wünsche irgendetwas gegeben hätte. Wäre ich zu dem Zeitpunkt verknallt gewesen, dann hätte mich ihr Segen ebenso wenig interessiert, wie die Meinung meiner eigenen Eltern. Und die interessierte mich nun wirklich nicht, jedenfalls nicht, wenn es um mein Leben und meinen Geschmack bezüglich Frauen ging. Mit über dreißig sollte man sich den Luxus eines eigenen Geschmacks, einer eigenen Meinung und eigenen Stils erlauben und Eltern als eine Art Finanzberater und einzige Bank, die noch einen Kredit gewährt, akzeptieren. Ich war aber nicht verknallt, jedenfalls noch nicht und Paula entfernte sich in andere Universen mit einem Glücks-, Kreuz-, und Yediritter.

»Du weißt, dass ich das natürlich nicht machen werde«, sagte Marcel.

»Klar weiß ich das, ich dachte nur, es ist eine ziemlich großartige Geste von mir«, antwortete ich.

Judith warf mir lachend einen Kuss zu, den sie von ihrer Hand in meine Richtung pustete, und ich schloss die Augen und befeuchtete mir mit der Zunge ein wenig lasziv die Lippen. Wir schauten uns drei gegenseitig an und fing an zu prusten.

»Sag mal, Mike, was macht eigentlich dein Liebesleben?«, fragte mich Judith unvermittelt.

»Du schleichst ja Nacht für Nacht durch die Läden, da kannst du bestimmt einiges berichten, oder? Die Frauen müssten doch auf jemanden wie dich fliegen.«

Ihr Zutrauen war lieb gemeint, vielleicht glaubte sie sogar selber an das, was sie sagte, ich aber wusste es besser. Ich schaute Judith tief in die Augen, sie schaute nicht weg, es war klar, dass ich nichts Wesentliches sagen würde, die Ernsthaftigkeit hatte sich verflüchtigt und daher blieben ihre Augen auf mein Gesicht geheftet und wichen nicht auf den Kieselsteinboden ab.

»Fliehen, Judith, nicht fliegen, das ist ein wesentlicher und schmerzhafter Unterschied. Außerdem heißt doch das erste Gebot- du sollst keine Frauen neben ihr haben. Ich habe keine. Ich habe nur Paula und dich und Paula ist weg. Also gibt es nur noch dich. Judith, heirate mich, ich werde dein Kind behandeln, wie mein eigenes. Ich kann dir zwar nicht viel bieten, aber ich werde für unsere Fami-

lie voll aufkommen. Verlass deinen Mann, entscheide dich für die Liebe und nicht für die Sicherheit und Langeweile.« Marcel hatte sich noch nicht vom Lachen erholt, jetzt liefen ihm die Tränen die Wangen runter. Judith blieb einigermaßen ernst, sie lächelte mich an. Es ist schwer, Menschen mit Absurditäten zu überraschen, wenn sie einen so gut kennen und direkt hinter die Milchglasscheibe gucken.

»So schlimm?«, fragte sie.

»Nee, schlimm nicht, ich leide jedenfalls nicht wirklich, nur virtuell«, entgegnete ich.

»Aber wenn du jetzt eine Story über eine Frau hören willst, dann muss ich dich bitter enttäuschen. Es gibt wirklich viel, was man in den Clubs erleben kann. Lärm, neue Platten, neue Drinks und so weiter, aber zum Kennenlernen geht man, glaube ich, lieber in einen Karnevalsverein und schnappt sich das Funkemariechen.«

»Funkemariechen sind süß«, sagte Marcel.

»Eigentlich keine schlechte Idee von dir«, schloss sich Judith streng solidarisch und lächelnd an.

»Aber auch die wollen erobert werden. Und dafür musst du was tun, du musst das Spiel wieder aufnehmen«, sagte Marcel, so als ob er je irgendwas erobert hätte und dafür hasste ich ihn, so wie ich seine Belehrungen manchmal hasste.

Aber trotzdem gab es etwas das stimmte, es war nur miserabel ausgedrückt, mehr nicht. Eigentlich war mir das bekannt, was sie mir rieten. Jürgen Domian hätte mir in

seiner Radioshow für Betroffene wahrscheinlich Ähnliches geraten, nur besser, schöner und wärmer formuliert.

»Ihr habt Recht«, meldete ich mich zurück.

»Es gibt dabei nur ein einziges Problem. Ich kenne nämlich die Spielregeln nicht mehr. Es gibt Abende, da komme ich mir wie ein tollpatschiges Monchichi-Äffchen vor, weil ich es tatsächlich verlernt habe.«

»Das ist doch Quatsch, das verlernt man nicht einfach,« sagte Marcel.

»Dann ist halt bisher nicht die Richtige aufgekreuzt. Wenn sie da ist, dann läuft das ganz von alleine und ohne Spiel.«

Manchmal glaubte ich, dass Marcel irgendwie nicht aufmerksam genug durch die Nacht ging. Manchmal ging er auch nicht aufmerksam genug durch den Tag und manchmal fragte ich mich, ob er überhaupt aufmerksam war oder ob er irgendwann beschlossen hatte, sich keine Fragen mehr zu fragen und keine Angst mehr zu haben und keine Unsicherheiten mehr auszuhalten und einfach aufgehört hatte zu suchen und stattdessen Bockmist von sich geben musste. Für mich hatte er aufgehört zu suchen, obwohl er nicht wissen konnte, ob er am Ziel ist, er hatte einfach das Mikroskop weggelegt, das Labor hinter sich zugemacht und war niemals mehr forschen gegangen. Er war einfach nach Hause gegangen und da saß Judith und kochte gerade Tee und er strahlte und das reichte. Judith schaute mich an.

»Suchst du eigentlich wirklich? Ich meine, wie viel Zeit am Tag verbringst du noch mit Paula und wie viel alleine, nur mit dir?«

Das war eine klassische Jokerfrage, bei der man aussetzt, wenn man an den Hauptgewinn möchte und offen und ehrlich hatte ich sie mir schon lange nicht mehr gestellt. Eine Frage endet halt immer mit einem Fragezeichen. Aber hinter dem Fragezeichen gab es immer irgendetwas, keiner nahm nur das Fragezeichen mit nach Hause, damals, als es noch auf einem Band durch die Fernseher in den Wohnzimmern lief. Judith beendete meinen Ausflug in die längst vergangene Fernschwelt.

»Ich meine, wenn du unterwegs bist und sendest permanent aus, dass du nur halb getrennt bist, dann gibt es auch keine positiven Signale, die bei einer Frau ankommen.«

Sie hatte Recht. Ich liebte die beiden dafür, dass sie so oft Recht hatten und etwas zur Aufrechterhaltung der Energie taten, die zwischen uns floss. Deshalb brauchte ich auch keinen großen Haufen an weiteren Bekannten, zum Ärgern und Freuen reichen zwei Freunde völlig aus. Den Rest sammelt man auf dem Markt der Bekannten zusammen. Aber es gab noch das Fragezeichen und Rudi Carrell strahlte mich an und sprach mit niederländischem Akzent zu mir, als er mir den Hauptgewinn hinter dem Fragezeichen zeigte.

»Scheiße nochmal«, sagte ich.

»Wenn ich wirklich ehrlich rechne, so ohne Selbstbetrug, dann bin ich vielleicht 30% alleine und nur bei mir. Eher 'ne mäßige Quote, was? «

Judith und Marcel guckten mich beide an und nickten stumm. Mehr brauchte ich nicht zu hören, mehr würde ich nicht erzählen können, mehr hatte ich nicht zu erzählen. Weitere Details meiner glücklich verliebten Exfreundin konnte ich mir getrost ersparen, sie würden meine Quote nur verschlechtern.

Unsere Stimmung war aber insgesamt nicht schlecht und den Abend verbrachten wir letztlich trinkend in einer lustigen und etwas kitschigen Bar. Judith trank, dem Zustand entsprechend, abwechselnd Wasser und Fruchtsäfte und Marcel und ich blieben bei kölnisch Wasser für Erwachsene.

## Auf dem Sofa

Fick mich!  
Du miserabler Hurensohn.  
Aber beflecke nicht das Sofa,  
Sofa.  
(Zappa)

Die Sachen mussten aus ihrer Wohnung weg und für den Schlüssel hatte ich keine Berechtigung oder Lizenz mehr. Sie rief mich kurz an, um mir das mitzuteilen. Sang- und klanglos war ihre Stimme bei der Übermittlung dieser Botschaft gewesen, ich hätte es lieber gehabt, wenn sie zudem auch noch kurz und schmerzlos gewesen wäre. War sie aber nicht.

Paula bot mir an, die Sachen aus der Wohnung zu holen, während sie am Mittwoch einen Termin in einer Firma hatte. Dort sollte sie die Belegschaft jeweils einzeln und dann als Gruppe fotografieren, das fügte sie noch als verbalen Attachment File an das kurze Telefonat an, damit ich kein allzu übles Gefühl hatte. Es schmeckte fast nach Normalität und Smalltalk oder es sollte jedenfalls so schmecken und es war gut, es lenkte mich ab. Solche Jobs liebte sie, denn die Schallgrenze der Vorstellungswelt über extravagante Fotos war erreicht, wenn die Pressereferenten oder Personalchefs sagten, dass das Foto draußen, vor dem Firmenschild, aufgenommen werden sollte. Einmal meinte sie, noch mehr solcher Termine würden sie dazu bringen, dass sie sich von einem Arzt medikamentös ruhig stellen lassen würde, ehe sie hinfahren könnte. Auf die

kreativen Ideen der Personalchefs folgten nicht selten auch noch Verhandlungen über die Herausgabe der Negative und eine miserable Zahlungsmoral, indem man sie wochenlang auf ihr Geld warten ließ. Die Beschäftigung mit ihren Problemen verschaffte mir etwas Linderung, sie hielt mich vom Nachdenken über den ersten Teil des Telefonats ab. Die Ablenkung hielt genau solange an, bis mir siedend heiß einfiel, dass ich damit nichts, aber auch absolut gar nichts mehr zu tun hatte und mein Auftrag ganz anders, wenn auch nicht weniger hart war, als ihr Job. Ich beschloss, ihr den Triumph einer leergeräumten Wohnung, samt Schlüsselbund auf dem Wohnzimmer-tisch nicht zu gönnen, sondern noch ein wenig Unruhe zu stiften. Das war ich mir schuldig.

Also ging ich hin, noch am selben Abend und ohne Vorankündigung. Vor Paula hatte ich keine Angst, ich war in der besseren Situation, meine Weste war strahlend weiß, ich war ihr immer noch treu und konnte die moralische Überlegenheit voll ausspielen. Vor einem unbekanntem Mann, der mir in einem unmöglichen und kurzen, japanischen Morgenmantel die Tür aufmachen würde, fürchtete ich mich allerdings wie der Teufel vor dem Weihwasser.

Paula war alleine und ziemlich überrascht mich zu sehen, als ich so wie in guten alten Zeiten vor der Tür stand. Ich konnte mich sogar zu einem Lächeln hinreißen lassen und strahlte sie an. Den gesamten Tag über hatte ich mich angefeuert, mir Mut gemacht, mir immer wieder versichert, dass mein Leben in Ordnung sei, dass es mir doch eigentlich gut ginge, dass ich die neue Freiheit absolut zu nutzen wusste und jede Menge erleben würde. Ich hatte

getextet und das Script übereinander gelegt und irgendwo auf den Windungen meines Gehirns abgelegt. Ich war vorbereitet. Der Turm der gestapelten Scriptseiten war ziemlich hoch und krachte geräuschlos in sich zusammen, als ich vor ihr stand und ihr ins Gesicht sah.

»Kannst du mir sagen, was das soll?«, fauchte sie mich an.

»Ich dachte, ich sollte die Sachen abholen und das wollte ich lieber sofort tun, wenn du nichts dagegen hast... Komm schon Paula, lass mich rein.«

Das hätte ich besser nicht gesagt, ich hätte darauf achten müssen, wie sie aussah, wie fremd sie mich anschaute, dann wäre mir einiges erspart geblieben. Voller Zutrauen und im Bewusstsein, eine begeisternde Hauptrolle spielen zu können, wollte ich mir es aber nicht nehmen lassen, die Aufführung zu präsentieren. Sie ging einen Schritt zur Seite und gab den Weg ins innere des Garten Eden frei, in dem ich solange gelebt hatte und der jetzt nur noch Fall-obst für mich bereit hielt. Zwei Schritte später hatte ich den Text und meine Regieanweisungen vollständig vergessen und begann hilf- und orientierungslos zu improvisieren. Der Duft nach Heimat und die erdrückende Vertrautheit waren Schuld. Paula stand mit dem Rücken an den Türrahmen gelehnt und hatte die Hände vor der Brust verschränkt. Sie stand immer noch im Eingangsbereich. Jetzt erst bewegte sie sich und schloss die noch offene Haustür. Sie hatte wohl bis zuletzt darauf gehofft, dass ich genauso schnell und auf dem selben Weg, auf dem ich gekommen war, auch wieder verschwinden würde. Ich war es aber gewohnt zu bleiben, wenn sie wollte, dass ich ging und so hielt ich es auch diesmal.

»Ich wäre dir dankbar, wenn du dich beeilen würdest«, sagte Paula und ihre Augen schauten mich funkelnd und misstrauisch an. Sie roch den Braten.

»Wieso, hast du noch irgendetwas vor? Können wir nicht nochmal über alles reden? Ich meine, mir ist klar geworden, dass ich eine Menge falsch gemacht habe. Ich muss einfach nochmal mit dir reden.«

Das würde sie mir nie abkaufen, so viel Selbsterkenntnis konnte sie einfach nicht für wahrscheinlich halten, sie kannte mich eben doch nicht in- und auswendig.

»Ich muss aber nicht mehr mit dir reden. Ich möchte einfach, dass du deine Sachen mitnimmst, das ist alles, was ich verlange.«

»Aber ich muss dir noch einiges sagen«, versuchte ich einen Anfang zu kriegen, nahm im Wohnzimmer Platz und hoffte darauf, dass sie sich ebenfalls hinsetzen würde. Tat sie nicht, sie blieb stehen und schaute mich kalt an.

»Wenn du jetzt ernsthaft hier die große Versöhnungsnummer abziehen willst, dann vergiss es einfach. Ich bin fertig mit dir. Entweder du nimmst die Sachen mit oder ich steck sie alle in einen Karton und schmeiß sie auf den Müll.«

Sie war wirklich sehr sauer auf mich, das merkte ich schon, ich zog nur leider die falschen Schlüsse daraus. Wenn sie sauer war, dann berührte ich sie noch, sonst hätte sie gesagt, wir könnten uns ja manchmal sehen und freundschaftlich in Verbindung bleiben. Das erst ist das Ende, zwischen Liebe und der Idee, sich manchmal

freundschaftlich zu sehen, gibt es 256 verschiedene Graustufen. Erst schwarz ist nicht mehr grau.

Danach sah es nun wirklich nicht aus und das hielt ich für ein gutes Zeichen. Ich dachte eh nicht im Traum daran, die Sachen mitzunehmen, ich hätte sie selbst auch nur in einen Karton gepackt und auf den Müll geworfen.

»Paula, ich liebe dich und daran kann ich nichts ändern. Ich will es nicht einmal.« Irgendwie hoffte ich wohl auf ein Aufblitzen in den Augen, wenigstens auf eine kurze Pause, aber die entstand erst gar nicht, Paula antwortete sofort:

»Siehst du«, sagte sie, »und genau das ist das Problem. Ich liebe dich nicht mehr. Du arbeitest an deiner Liebe und unserer Beziehung, ich an meiner Trennung, das ist der Unterschied. Und genau deswegen will ich dich nicht hier haben und auch sonst nicht sehen. Ich hab nämlich nicht die geringste Lust dazu, dass ich dich bei jedem Treffen immer wegschicken muss und hinterher auch noch ein schlechtes Gewissen habe. Ich will mir nicht wehtun und dir auch nicht. Ich will einfach nichts von dir, nur, dass du wieder gehst, ehe du hier noch eine peinliche Szene hinlegst. Du hattest deine Chancen, jetzt will ich meine.«

Was für ein Text und was für ein Mist. Sie verwendete meine Worte, ihre Variante klang aber irgendwie plausibler als mein wohl dosierter Selbstbetrug.

,Oh Haupt voll Blut und Wunden.'

Total entgeistert schaute ich in ihr versteinertes Gesicht. Ein bisschen mehr Anteilnahme, einen kleinen Funken der alten Liebe in den Augen, mehr suchte ich nicht, aber

das suchte ich offenbar vergebens. Sie hatte sich auf dieses Treffen nicht nur einen Tag vorbereitet, sie hatte es seit Monaten für möglich gehalten, dass ich unangemeldet vorbeischneie und ihr Trainingslager war erfolgreicher als meines, es hatte einfach länger gedauert und offenbar in der Höhe stattgefunden. Im Gegensatz zu ihr war ich geradezu blutleer und meine Muskeln übersäuerten schon nach den ersten Metern, während sie die Kraft der zwei Herzen hatte. So jedenfalls hatte ich mir meinen triumphalen Auftritt überhaupt nicht vorgestellt. Jedes meiner Worte hatte mich überrascht, jede meiner Gesten war unüberlegt. Die Runde ging ganz klar mit drei zu null Richterstimmen an sie, dieser Abend würde mich um Monate zurückwerfen und ich würde mich tausendmal vor dem Spiegel für meinen planlosen und übereilten Auftritt verfluchen, das war klar. Sofort verfluchte ich mich schon das erste Mal und bis ich an meiner Wohnung ankam, hatte ich die ersten zweihundert Verfluchungen bereits abgearbeitet, wie ein Sünder, der hundert Ave Maria vor sich hinmurmelt. Ihm war danach vergeben, mir nicht, mir würde ich das nie vergeben. Als ich aus meinem Wachkoma wieder aufwachte, saß ich bereits in meiner Wohnung und hatte nun wirklich nicht die leiseste Ahnung, wie ich eigentlich dort hingekommen war. Ich legte Musik auf, damit es mir ein bisschen schlechter ging.

»Je ne t'aime plus, mon amour, je ne t'aime plus tous les jours...

Parfois j'aimerais mourir tellement y'a plus d'espoir.

Parfois j'aimerais mourir pour plus jamais te revoir.

Parfois j'aimerais mourir pour ne plus rien savoir.«

Meine Sachen landeten tatsächlich auf dem Müll, wie Judith mir einen Tag später bei einem kurzen Telefonat mitgeteilt hatte, in dem ich versuchte herauszufinden, wie Paula auf meinen Auftritt und ihre kalte Abfuhr im Nachhinein reagiert hatte. Es hätte ja sein können, dass es ihr leid tat, wie sie mich behandelt hatte. Das, was ich erfahren musste, schmeckte scheußlich, aber das Leben ist schließlich kein Picknick. Damit war das Kapitel endgültig abgeschlossen und der Schluss war ein kurzes Kapitel.

## An der See

Lass uns hinfahren,  
wo die anderen schon sind.  
Lass uns hinfahren, wo es schön ist.  
Da wo die Magnolien blühen  
und lass uns hinfahren, wo es schön ist.  
Lass uns ein Transportmittel nehmen  
und lass uns hinfahren, wo es schön ist.  
(Peter Licht)

**D**ie österreichische Popmusik lässt hin und wieder einmal einen kleinen Diamanten zu Boden fallen. Kruder und Dorfmeister zum Beispiel und ihre Variante von ‚Useless‘, einem Depeche Mode Song. ‚Useless‘ hätte ebenso gut mein neues Motto werden können, aber ich schrieb es mir aus Vorsicht lieber nicht an meine Spruchtafel in der Küche, in Depressionen kann man sich reinsteigern, wenn man will, aber auch aussteigen, wenn man will und was ich nicht kenn', das krieg' ich auch nicht.

Zuhause fand ich keine ruhige Minute mehr, meine private Musikschule hatte Weihnachtsferien, die Eltern zahlen natürlich durchgehend für das ganze Jahr, so wie in jeder anderen Schule auch. Ich hatte also zu viel Zeit und erinnerte mich an Reinhard Fendrich und fühlte mich langsam aber sicher absolut reif für die Insel. Also fuhr ich hin, nicht auf die Insel, aber wenigstens an die See. Marcel hatte verständlicherweise keine Zeit, um ein paar Tage und für ein verlängertes Wochenende Judith sich selbst zu überlassen und mit mir ein Wellnesswochenende in Hol-

land einzulegen. Er hatte mir aber noch eine kleine Notiz zugeschickt und mich gebeten, sie erst zu lesen, wenn ich in Holland sei. Genau das machte ich, als der Zug kurz hinter Emmerich die holländische Grenze überfuhr, die wir damals so gefürchtet hatten, als die Haare noch lang und wir jünger waren. Ich öffnete den Briefumschlag und las.

„Wohlan, die Zeit ist gekommen, mein Pferd, das muss gesattelt sein. Ich hab mir's vorgenommen, geritten muss es sein. Du glaubst, du wärst die Schönste wohl auf der ganzen Welt, ja Welt, und auch die Angenehmste, ist aber weit gefehlt.“

(Friedrich von Schiller)

Dazu hatte er mir noch aus der Brigitte ein Rezept für eine Gurkenmaske und ein Probepäckchen mit Massageöl beigelegt. Typischerweise kannte er Schiller natürlich mal wieder in Verbindung mit Texten für Lieder und keines seiner eigentlichen Gedichte. Und typischerweise wusste er, was in Frauenmagazinen steht. An anderen Tagen hätte ich mich furchtbar darüber aufgeregt und ihm das Rezept wortlos zurückgesendet. In so einer Stimmung war ich aber nicht. Ich bedankte mich bei Marcel mit einem lächelndem Blick aus dem fahrendem Zug und fühlte mich sofort besser.

Für den Brief bekam Marcel von mir eine 6,0 in der A-Note und für den Stil und das Schiller Zitat eine glatte 6,0 in der B-Note. Das hatten vor ihm nur Torwell/Dean mit dem Bolero erreicht. Er hatte es nur geschafft, weil der Punktrichter den Schnitzer mit dem Frauenmagazin gar nicht mitbekommen hatte. Gurkenmaske und Massageöl

auf dem Körper brauchte ich aber eigentlich ebenso wenig, wie eine Kalorientabelle oder ein Klistier. Luft und Wind würden schon genügen, um mich zu reinigen und das kleine Desaster aus dem Kopf zu pusten. Eigentlich wollte ich nicht unbedingt alleine fahren, ich hatte nach Marcells Absage noch ein paar Nummern in meinem Telefonbuch durchgesehen. Alle anderen, die für eine adäquate Begleitung in Frage kamen, hatten so knapp vor Weihnachten aber jede Menge zu tun, sie tummelten sich auf historischen und hysterischen Weihnachtsmärkten herum und suchten in Katalogen bezahlbare Konsumwaren, die nicht zu peinlich aussahen, eben etwas, was als Geschenk durchgehen konnte. Da das einzige Geschenk, für das ich wirklich immer Geld ausgab, an Paula ging, war klar, dass ich dieses Jahr jede Menge sparen würde.

Das Geld konnte ich getrost in einen Kurztrip nach Egmont anlegen. Paula etwas zu Weihnachten zu schenken wäre einfach zu zynisch gewesen. Natürlich dachte ich darüber nach, entschied mich aber dagegen und bemühte mich ansonsten die ganz-bei-mir-Quote auf stolze 50% zu steigern. Alles andere war emotionaler Suizid.

So hatte ich ein paar Unterhosen, Socken, zwei Pullover, zwei Päckchen American Spirit Light und ein T-Shirt ohne Mittelfalte eingepackt, war mit dem kleinen Rucksack zum Bahnhof gefahren und hatte mich in den nächsten Zug nach Holland gesetzt. Zahnpasta, Duftwasser und all den anderen Schnickschnack hatte ich leider vergessen, aber ich war mir sicher, dass ein Kulturvolk wie die Holländer ebenfalls kleine Bürsten besitzen und verkaufen würden. In Egmont angekommen, ging ich zum VVV und

eine bildhübsche junge Holländerin mit einem süßen Akzent vermittelte mir ein Zimmer in einer einfachen Pension. Ich wäre gerne bei ihr untergeschlüpft, aber den Mut sie zu fragen hatte ich dann doch nicht. So blieb sie ein fünfminütiger Tagtraum und verschwand wieder aus meinem Leben.

Adieu, geliebte Seele. Das Zimmer war o.K., man bekam sogar ARD und RTL und es gab Frühstück mit tonnenweise Weißbrot, das man mit Streuhagel verzieren konnte. Voller Dankbarkeit über das gute Leben, das ich führen konnte, setzte ich mir meine Mütze auf, zog die Strickjacke bis zum Kinn zu, die Winterjacke darüber und schlenderte die kleine Geschäftsstraße entlang in Richtung Meer. Es war kalt, der Wind blies mir um die Nase und nach kurzer Zeit hatte ich das Gefühl, meine Gesichtshaut sei hart und unbeweglich.

So wie damals, als wir im Kindergarten Gipsmasken hergestellt und uns vorher dick mit Vaseline eingecremt, die Gipsplatten ins Wasser getaucht und in Bahnen ins Gesicht unseres besten Freundes gelegt hatten. Als der Gips härter wurde, hatte ich das gleiche Gefühl, wie beim Strandspaziergang und das war nicht die einzige Brutalität eines Winters an der See.

Eine Zigarette anzuzünden war das eine, sie zu rauchen das andere Problem, denn sie wurde vom Wind geraucht und nach drei Zügen musste ich einsehen, dass wir sie uns nicht gerade gerecht geteilt hatten, die Glut erreichte bereits den Filter. Ich lief in Richtung Bergen und der Hinweg war unbeschwerlich, auch wenn der kalte Wind von hinten unter die Jacke blies und mich aussehen ließ, wie

das Michelin-Männchen. Merkwürdig aufgedunsen lief ich Kilometer für Kilometer und sah von weitem so gar nicht aus, als ob ich bei André Heller und seinen begnadeten Körpern zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden wäre.

„Der Mann ohne Mimik“ oder „das rote Gesicht“ wären die einzigen Rollen gewesen und das reichte sicher nicht für einen längeren Auftritt. Auf der Mitte des Weges hätte mein junges und erblühendes Leben beinahe ein blutiges und bitteres Ende genommen, denn ich wurde fast von einem Lenkdrachen erschlagen, der zehn Zentimeter neben meinem Kopf im Steilflug vom Himmel kam und sich mit der Nase in den Sand vor meinen Füßen bohrte.

»Entschuldigung«, das war das Einzige, was der kleine Junge zu seiner Verteidigung vorzubringen hatte, mich kostete das viersilbige Wort mindestens Zehn Jahre meines Lebens, denn von dem Schrecken erholte sich mein Herz erst langsam.

Der Schock war jedenfalls groß genug und die Kälte kalt genug, um auf dem Absatz kehrt zu machen und wieder in Richtung Egmont zu gehen. Mit der ganzen Fülle meines Leibes stemmte ich mich gegen den Wind, bis dahin hatte ich keinen realen Bezug gehabt zu Aussagen wie „heute Nacht frischt der Wind von Norden kommend auf. An der See wird bis zu Windstärke neun erreicht“.

Blau, kalt, gereinigt und glücklich erreichte ich Egmont und setzte mich, mir die Hände reibend, in ein Lokal, direkt neben das offene Feuer im Kamin, von dem ich erst nach mehreren Minuten merkte, dass die Holzscheite aus Stein waren und die Flamme aus einer kleinen Gaslei-

tung darunter liegend kam. Eine teuflische und trügerische Welt, in der auch das natürlich Erscheinende nur noch Virtualität ist. Das Bier war echt, der Schaum sauber am Glasrand abgestrichen und der Geschmack hervorragend.

Holland is it.

Ein Kellner servierte mir einen Pfannkuchen, so einen, wie ihn früher meine Mutter gemacht hatte, wenn ich erst nachmittags aus der Schule kam und keine Lust auf Fleisch hatte oder einfach hungrig herumnörgelte. Mein Vater wohnte damals schon nicht mehr bei uns und da ich der Einzige war, der nörgelte, ging sie liebevoll und rücksichtsvoll damit um und erleichterte ihr schlechtes Gewissen mit gutem Pfannkuchen. Den ersten Abend in Egmont verbrachte ich in einer Kneipe, in der AC/DC über die Boxen und literweise Bier durch die Leitung lief. Das Publikum war sehr gemischt und ich wunderte mich ein wenig, dass in einem so kleinen Ort so viele Leute sind, die abends so viel Lärm machen.

„An der Theke, ja an der Theke... ist der schönste Platz.“

Die Zeit war noch nicht wirklich reif für Karnevalslieder, die Richtigkeit der Kernaussage hatte aber auch zur Weihnachtszeit Bestand und es war wirklich der schönste Platz. Nichts blieb meinen Blicken verborgen, nichts meinen Ohren, die Musik schien in meinem Kopf zu spielen, ich konnte mich voll darauf konzentrieren, denn Gesprächsfetzen brauchte ich erst gar nicht aufzuschnappen, ich verstand sie eh nicht. Die Box hing gut zwanzig Zentimeter von meinem Kopf entfernt. Endlich war ich auf einer Insel angekommen. Hier konnte ich starren, die Flaschen im Regal zählen und rauchen und trinken. Ich wechselte

sechs bis sieben höfliche und gebrochene Sätze mit dem Barmann, der mir versicherte, er sei schon einmal in Köln gewesen, im Früh am Dom. Ich lächelte ihn kopfnickend und mit dem Blick des Eingeweihten an und sagte ihm nicht, dass ich dort noch nie gewesen bin, da nur Touristen oder Leute eines ganz besonderen Menschenschlages dorthin gehen können. Ein kleines bisschen Selbstverleugnung aus purer Freundlichkeit kann keine Sünde sein und irgendwie spürte ich im Nacken die ganze deutsch-holländische Geschichte und wollte meinen Beitrag zur Europäisierung beisteuern. Um ein Uhr war Schluss, als Abschiedshymne blies man uns ‚Highway to Hell‘ in die Ohren. Die Nächte sind kurz an der See und rau ist das Leben des Seeräuberkapitäns.

Meine Pension war nicht weit, der Highway nicht sehr breit. Das ist in Egmont aber bei allen Hotels oder Pensionen und Straßen so, es liegt nichts weit weg, nichts ist wirklich breit und groß und ich schlenderte die kurze Strecke durch die Nacht und ging auf leisen Sohlen die Holztreppe zu meinem Zimmer rauf. Dort angekommen, schaltete ich den Fernseher ein, schaute mir holländische Nachrichten an und kreuzworträtselte über die Worte, die in einer enormen Geschwindigkeit aus dem Stereolautsprecher kamen. Ich nahm mir aus der Minibar ein weiteres Heineken und schrieb Marcel und Judith etwas betrunken eine Postkarte, die ich mittags samt Briefmarke gekauft hatte.

‚Die Wirtsleut und die Mädels, die rufen beid: o weh, o weh! Die Wirtsleut, wenn ich komme, die Mädels, wenn ich geh.‘ (Albert Graf von Schlippenbach)

Der nächste Tag verlief im gleichen Rhythmus, aber nur der Grundbeat war ähnlich, die Fill-ins unterschieden sich, es grüßte mich zum Glück nicht das täglich gleiche Murmeltier. Zum VVV ging ich nicht, obwohl ich gegen eine erneute Begegnung mit der hübschen Beraterin, nichts gehabt hätte. Der Radikale mit dem Lenkdrachen tauchte nicht auf und anstatt Pfannkuchen ließ ich mir diverse Frikadellen und Pommes frites machen. Abends ging ich in denselben Pub. Der Barman begrüßte mich wie einen alten Bekannten und mir wurde der Unterschied zwischen Egmont und einer deutschen Großstadt bewusst, denn für dieses kleine Stückchen Heimat musste ich zuhause fünf Jahre hart arbeiten, ehe man registrierte, dass ich ständiger Gast war. Mein Platz war noch frei und nach weiteren drei Tagen würde ich den Barman überreden können, ein kleines Messingschildchen mit meinem Namen darauf in die Holztheke vor dem Hocker schlagen zu dürfen, da war ich mir sicher. Er würde sich unter dicken Tränen und mit einem ‚o weh, o weh‘ auf den Lippen von mir verabschieden, auch da war ich mir sicher und so viel zu den Wirtsleuten.

Sie kam aus dem Nichts, ich hatte sie nicht bemerkt, sie nicht angeschaut und wieder weggeschaut, aber plötzlich stand sie vor mir und lächelte mich an, einfach so, völlig unvorbereitet. Sie gab mir Feuer, als ich mir eine Zigarette anzünden wollte, bestellte sich ein Bier, nahm es, ging aber nicht weg sondern sprach mich auf Englisch an, bis sie an meinem Akzent und meinem eingeschränkten Sprachschatz merkte, dass ich aus Deutschland kam. Oh-

ne Übergang oder ein Wort des Erstaunens, eine Frage oder irgendetwas, wechselte sie die Sprache, ganz selbstverständlich und erzählte einfach so von sich, ohne dass ich nachgefragt hatte.

Es war die Offenheit, die mich zuerst erstaunte, dann auch noch begeisterte und dann auch noch total entwarfnete. Und dann hieß sie auch noch Connie - ich glaube nicht an Zufälle in diesem Leben, dafür ist es zu kurz und es passiert zu viel. Und Engel kreuzen nicht jeden Tag deinen Weg, meist beobachten Sie dich aus einer sicheren Entfernung und malen die Hintergrundfarben deines Lebens großflächig auf die Lebensleinwand. Sie signieren die Bilder nicht und daher kennt man auch nicht ihre Namen. »Connie, wie Connie Palmen oder anders geschrieben, mit Ypsilon am Ende?«

»Nein, schon wie Connie Palmen.«

Das war alles, was ich sagte oder erfragte. Das war alles, was sie auf meine Frage hin antwortete. In jedem Konversations- oder Flirtkurs hätte man an dieser Stelle jetzt gelernt, dass sie nachzufragen hat, woher ich eigentlich Connie Palmen kenne. Ob ich ihre Bücher mögen würde, welche ich gelesen hatte und so weiter und so fort. Connie war das egal. Sie erzählte erst einmal, unter welchen Umständen sie ‚die Freundschaft‘ gelesen hatte, dass es ihr damals gar nicht gut gegangen sei, sie hätte sich gerade getrennt und dass ihr das Buch sehr dabei geholfen hätte, ihre Gedanken wieder zu sortieren. Als sie ‚I.M.‘ gelesen hatte, war kurz vorher ihr eigener Vater gestorben. Deshalb hatte sie zwei Monate für das Buch benötigt, sie musste immer wieder eine Pause einlegen, weil sie es nicht

ertragen konnte. Danach war sie nach Utrecht gezogen, hatte die Chance genutzt, um alleine zu leben, hatte ihr Elternhaus verlassen, das nur noch ein Einelternfamilienhaus war. An den Wochenenden fuhr sie oft zu ihrer Mutter, die in Alkmar wohnt und seit dem Tod des Vaters wieder mit dem Trinken angefangen hat. Sie fand das in Ordnung, es machte ihr keine Bauchschmerzen, es gab schließlich einen guten Grund dafür und den akzeptierte sie. Sie selbst schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch, um die Miete für ihr Appartement bezahlen zu können und trank wenig, obwohl sie in einer Diskothek an der Theke arbeitet. Jetzt wollte sie ein paar Tage vor Weihnachten hier an der See sitzen, ein wenig nachdenken, bevor sie zu ihrer Mutter fuhr. Deshalb hatte sie sich in Egmont ein Ferienappartement genommen, obwohl Alkmar nur ein Katzensprung entfernt war und sie durchaus jeden Tag an den Strand hätte fahren können und abends dann zurück zu ihrer Mutter. Aber mit Egmont verband sie das tiefe Gefühl der Sorglosigkeit, hier hatten sie als noch junge Familie viele Wochenenden und Urlaube verbracht und als es ihnen finanziell noch gut ging, besaßen sie hier sogar ein eigenes Ferienappartement, das sie erst später verkaufen mussten, als ihr Vater arbeitslos geworden war. Als er wieder Arbeit hatte, hatten sie sich sehr über den verfrühten Verkauf geärgert und heute wäre es das doppelte Wert.

Das alles erzählte sie mir, so wie man sich erzählt, dass das Wetter gut für Strandspaziergänge ist, dass es aber schon richtig kalt ist und man immer schön ein Leibchen unter dem Pullover tragen muss.

Das alles erzählte sie mir, in der ersten halben Stunde unserer Begegnung und sie konnte keine Ahnung davon haben, ob ich überhaupt verstehen würde, was sie da erzählt und ob es mich überhaupt interessieren würde. Es interessierte mich sehr. Das alles erzählte sie mir mit einer unglaublichen Leichtigkeit des Erscheinens. So einfach ist das. Hätte ich mich in einer Großstadt in Deutschland ähnlich verhalten, dann hätte mein Gegenüber die Flucht ergriffen oder geglaubt, dass sie gerade eben das sechsvierzigste Psychowrack ihres Lebens kennen gelernt habe. Den Eindruck hatte ich gar nicht, Connie sah so ganz anders aus, als ein Wrack. Sie trug ein rosa T-Shirt, hatte feine blonde Haare auf den Armen und lange auf dem Kopf, die in der Mitte des Scheitels geteilt waren und einfach glatt in Richtung Schultern glitten. Sie trug eine 501 Jeans und grüne Puma Turnschuhe. Turnschuhe trag ich selbst nie, Puma wäre keine Marke, sondern genau die richtige Bezeichnung für den Moment des Ausziehens. Als ich daran dachte, wurde mir einen kleinen Moment übel bei der Vorstellung, dass es bei ihr auch so sein könnte.

Ich stoppte den Gedankengang sofort, nicht wegen der latenten Übelkeit und der Vorstellung des Geruchs, sondern weil ich mir keine Flausen in den Kopf setzen wollte und merkte, dass mittlerweile der Zustand erreicht war, wo ich einen nackten Frauenfuß schon in der Fantasie erotisierend fand. Ich fing an, einer Frau die Schuhe auszuziehen, die einfach nur in einer Kneipe stand und mir ihre Begeisterung für eine Autorin gestand, die auch noch zufällig genauso hieß, wie sie selbst. Mit den Schuhen fing

ich überhaupt erst an. Ich zwang mich dazu, dass sie die Schuhe und alles andere in meiner Fantasie anbehalten durfte. Holland sollte eine Fahrt der Regeneration und nicht der Frustration sein und es war unsinnig, sich nach wenigen Minuten fröhlichem Talks und Zuhörens irgendwelche weiterführenden Spinnereien auszudenken. Geliebte Tagträume und der gefürchtete Dämon und die schwierige Aufgabe beides in Einklang zu bringen.

Also wechselte ich von der Fantasie auf die Ebene der objektiven Wahrnehmung und setzte meine Beobachtung fort. Ich fand heraus, dass sie zwei silberne Ringe trug, einen am kleinen Finger der linken Hand und einen am Daumen der rechten, keinen am Ringfinger, keinen aus Gold. ‚Oh, stop it, Mike!‘

Ihre Statur war schlank, wahrscheinlich eine 36er Größe und ich schätzte sie auf Mitte zwanzig. Ihre Augen waren blau und ihre Offenheit erschlagend. Sie verwendete ein leichtes Make-up, obwohl die Haut darunter keine Pubertätsspuren aufwies, keine Pickel oder sonst was. Über den Augen hatte sie ganz leicht blauen Lidschatten aufgetragen und die Brauen waren etwas schmaler gezupft, als sie wohl normal wachsen würden. Die Wangenknochen standen leicht hervor und beim Lachen bildeten sich kleine Grübchen. Ihr Lachen war süß und die Offenheit erschlagend. Wenn sie mich anschaute, dann blickten die Augen entweder geradewegs in meine oder sie schaute auf eine andere Stelle im Gesicht, zum Beispiel auf die Lippen, die gerade mit ihr sprachen. Ihre Lippen waren schmal und sie verwendete keinen Lippenstift, nicht einmal Labello, jedenfalls glänzten sie nicht fettig. Meine Augen versuch-

ten sich zu verlieben, die Zeit war reif für ein bisschen Zärtlichkeit, irgendwie, irgendwo, irgendwann. Warum nicht hier und jetzt? Ich hatte den Verdacht, dass ich ge-  
glotzt hatte und wandte mich zur Theke, um zwei weitere Heineken zu bestellen. Ich musste die Intensität aus dem Blick nehmen und der Barmann war genau das Richtige für diese Übung. Er schrieb die beiden Biere auf meinen Deckel, lächelte mir zwinkernd zu und ich drehte mich, auf den zurückgewonnenen Blick konzentrierend, um und fing augenblicklich wieder an zu glotzen. Sie ließ sich davon anscheinend nicht aus der Ruhe bringen und plauderte weiter über die Gedanken, die sie sich beim Lesen der Bücher von Connie Palmern gemacht hatte. Wahrscheinlich dachte sie, dass ich mich anfang zu langweilen, dem war allerdings überhaupt nicht so, trotzdem wollte sie wohl nicht den ganzen Abend als Alleinunterhalterin arbeiten und brach abrupt ab, mitten in einem Satz.

»Das langweilt dich, oder?«

Ihrem Blick musste man standhalten, er war mindestens so erfrischend, wie ein Spaziergang bei Windstärke neun aber nicht minder gefährlich wie abstürzende Lenkdrachen.

»Nee, absolut nicht. Ich glaube, ich habe mich noch nie weniger gelangweilt als gerade.«

»Aber du sagst gar nichts und ich texte dich hier zu. Man muss mich unterbrechen, sonst höre ich gar nicht auf. Aber das kannst du ja nicht wissen.«

Vielleicht täuschte ich mich, aber es war wirklich das Gefühl vorhanden, dass ich es wissen konnte und deshalb fasste ich Mut und sagte Sachen, die ich in einer ersten

Begegnung sonst nicht sagen würde, vielleicht auch nicht später, vielleicht überhaupt nicht.

»Ich weiß, dass man dich stoppen muss, aber es ist Unsinn jemanden zu stoppen, der etwas wichtiges zu sagen hat.«

Jetzt schaute sie mich reichlich irritiert aber irgendwie auch interessiert an. »Ich meine, für dich sind Bücher mehr als nur Geschichten oder Gedanken oder Theorien, sie sind die Leitplanken, an denen du aufwachst, wenn du schlafend dagegen fährst. Und deswegen kannst du dich auf sie verlassen. Du ziehst dir Beulen zu, aber du stürzt niemals einfach eine Böschung runter oder fährst gegen einen Brückenpfeiler, solange du liest. Jedenfalls nicht, ohne es zu merken.«

Der Entschluss, wenigstens ihre Antwort auf den Quatsch abzuwarten, bevor ich mich erst auf die Toilette und dann durch ein geöffnetes Fenster über den Hof aus dem Staub machen würde, stand fest.

»Genau«, sagte sie, mehr nicht - einfach nur ‚genau‘.

Ziemlich ermutigt sagte ich weitere Sachen, die ich sonst nie an einem ersten Abend oder überhaupt sagen würde.

»Du weißt, dass Bücher konstruiert sind, aber für dich sind sie mehr, für dich sind sie realer als die Realität. Vielleicht sogar hilfreicher.«

Es klang hübsch und floss aus meinem Mund, wie das Bier aus dem Zapfhahn. Was es genau zu bedeuten hatte, wusste ich auch nicht, es klang hübsch.

»Glaubst du, dass man sich eine Wirklichkeit genauso konstruieren kann wie ein Buch?«

Sechs Bier im Kopf, die wahrscheinlich großartigste Frau eines ganzen Landes vor der Nase und dann eine solche Frage. Das führte mich unweigerlich an die Grenzen meiner Fähigkeiten, ich hatte schließlich nicht Existenzphilosophie oder konstruktivistische Erkenntnistheorie studiert. Ich habe ein musikpädagogisches Studium für alle die, die entweder gerne lehren oder für die, bei denen es nicht zum Orchestermusiker gereicht hat. Also beschloss ich in einer entwaffnenden Offenheit und in ungefähr zwei Sätzen alles zu sagen, was ich über Konstruktionen, Dekonstruktionen und Realitäten wusste und zu sagen hatte. Vorher sortierte ich aber die Gedanken, indem ich etwas Zeit gewann. Ich nahm die im Aschenbecher liegende Zigarette auf, zog daran und bemerkte, wie zwei kleine Ascheflocken von der Spitze abfielen und in schwingenden Bewegungen auf meine Strickjacke schwebten. Versunken schaute ich ihnen nach.

»Ich glaube, man konstruiert sich das ganze Leben lang immer irgendeine Geschichte zurecht. Das meiste, das stimmt oder von dem man glaubt, dass es stimmt, ist in Wirklichkeit nur konstruiert und keine Realität. Deshalb taugt es auch nur eine Zeit lang, für den Übergang, bis zum nächsten Konstrukt. Manchmal wacht man auf und merkt es, dann muss man etwas ändern, anderes verschläft man einfach bis zum Tod, manche wachen erst gar nicht auf. Ich glaub, denen geht's am besten.«

Sie schaute mich an, bestellte zwei Bier bei dem Barmann, indem sie Zeige- und Mittelfinger zu einem ‚V‘ formte und in Richtung Theke hielt. Dabei wendete sie den Blick nicht ab.

»Aber wenn man einmal erwacht ist, dann gibt es kein zurück mehr, oder? Dann muss man weitermachen, dann muss man Fragen suchen und konstruieren und Konstrukte suchen, egal was es kostet.«

»Genau«, sagte ich, einfach nur ‚genau‘.

Eine kurze Zeit sagte sie nichts, kümmerte sich um die auf die Theke abgestellten Biere und hatte den ultimativen Prärieblick, der von einem Berg aus gut zweihundert Meilen Land überschaut und eine Postkutsche schon sechs Stunden vor der Ankunft ausmachen kann. Ihre Reaktion war überraschend und es war kein Satz, der folgte, es war eine Bewegung. Sie beugte sich näher zu mir.

»Stört es dich, wenn ich dich küsse?«

Eine solche Frage hatte ich nun wirklich noch nie gehört. Glücklicherweise wartete sie auch keine Antwort ab, es gab darauf keine Möglichkeit, sinnvoll zu antworten. Sie beugte sich noch weiter vor und küsste mich zärtlich auf den Mund. Lippen zu spüren kann einen nach Monaten des fehlenden Trainings ziemlich durcheinander bringen. Ich merkte, wie mir die Hitze in den Kopf stieg, wie meine Mastzellen den Histaminspiegel in die Höhe schießen ließen und ich errötete wie ein kleiner Junge, den man heimlich beim Rauchen oder bei seinem ersten Kuss erwischt hatte. Für einen kurzen Moment war ich wieder hinter der Sporthalle zu einem Kusstraining verschwunden. Mein Kopf dachte nach hinten und mein Schwanz nach vorne. »Sag mal, ist das hier ein Film?«, fragte ich sie und starrte wieder.

»So etwas Ähnliches«, antwortete sie mir.

»Ich konstruiere mir gerade eine Begleitung für diese Nacht oder für den Rest meines Lebens, das wird sich zeigen, wenn ich aufwache.«

Ihre Offenheit war entwaffnend.

## Am Frühstückstisch

Und zum Glück gab's was zu trinken.  
Wein und Sekt und Schnaps und Bier.

Doch die Zeit kennt keine Gnade,  
da hilft kein Betteln und kein Fleh'n.

Denkt an all die schönen Lieder  
und trinkt ein letztes Glas im Steh'n.

(H.-W.Ohl/I. Sinclair)

Ihr zu folgen war nicht schwer und so folgte ich ihr. Erst ihren Gedanken, dann ihrem Weg und zuletzt ihren Bewegungen. Die Füße rochen nicht, alles andere duftete nach zarten Rosen oder anderen Blumen oder Früchten oder ganz einfach nach Schweiß und die Nacht verklärte sowieso alle Gedanken und Sinneseindrücke. Wir erwachten gegen 10.00 Uhr und das Erwachen ist immer ein spannender Moment. In dem kurzen Aufenthalt zwischen den Zeitzonen entscheidet es sich, ob man sich vertan hat oder ob man lächelt.

Wenn du morgens auf den Mund geküsst wirst, aus dem du abgestanden und schal riechst, dann kann es Liebe sein, ansonsten ist es die Bombe.

Sie küsste mich nicht direkt, sie stand aber auch nicht auf, ging nicht ins Bad oder sagte etwas, wie ‚Ich geh mal Brötchen holen‘, was man nur sagt, um zehn Minuten Einsamkeit um sich herum zu haben und um sich zu vergewissern, dass sie immer noch ein guter Freund ist, jedenfalls besser, als der Kompromiss, der unter der Dusche steht und wahrscheinlich im selben Moment das

Gleiche denkt. Sie ging nicht und ich jubelte und sie wahrscheinlich auch, schließlich hat jeder denkende Mensch das gleiche miese Gefühl und die gleichen Ängste am Morgen danach. Sie blieb liegen, kuschelte sich an mich, küsste meine Brust und schnupperte an meiner Achselhöhle.

»Mmh, du müffelst nach Nacht und Schweiß«, sagte sie.

Der Blick, der darauf folgte, war zärtlich und ich verstand, dass es liebevoll und ernst gemeint war. Wahr war es auch.

»Andere Länder, andere Sitten«, sagte ich und revanchierte mich, indem ich ebenfalls mit der Nase unter ihren Arm kroch.

Das war der Austausch des alten ‚du bist o.K., ich bin o.K.‘, das einem im Rückenmark kribbelt und damit war klar, dass ich bleiben konnte und nicht nervös einen Zugfahrplan und ein paar lächerliche Entschuldigungen suchen musste. Wir gingen gemeinsam zum Bäcker und kauften ein, gingen gemeinsam zurück, gaben der Einsamkeit keine Gelegenheit zum Einspruch oder zu einem Augenaufschlag, und während ich Kaffee aufsetzte, sprang sie unter die Dusche und kam mit einem Handtuch um den Kopf gewickelt zurück. Sie hatte einen Bademantel an und zündete sich eine Zigarette an, als sie sich an den Tisch setzte. Ich glaubte mitten in einem französischen Spielfilm gelandet zu sein, ihr fehlte nur der unendlich melancholische Gesichtsausdruck, sie strahlte still vor sich hin. Was die Szene dann wieder mit einem französischen Film gemeinsam hatte war, dass wir nichts sagten, nicht plauderten und die Szene über die langen Bilder wirkte, die entstanden, wenn wir uns anschauten. Keine abrupten

Schnitte, Blicke und kleine Gesten und kaum Worte. Ich durchstöberte den Kühlschrank nach Butter und Marmelade und Gauda und allem, was nach Frühstückszerealien aussah. Wenn sich unsere Blicke trafen, dann lachten wir. Einen kurzen Moment fiel ein Sonnenstrahl durch das Fenster und Connie sah in ihrem weißen Bademantel aus, wie das strahlende Weiß am Ende eines langen Tunnels nach einem kurzen Moment des Aufpralls gegen einen LKW in einer Baustelle auf der Autobahn.

»Wie lange bleibst du?«, fragte sie mich und biss dabei in ein Weißbrot.

»Ich weiß nicht, ein paar Tage kann ich schon noch bleiben.«

»Das ist gut«, sagte sie, »ein paar Tage ist wirklich gut«.

Dann sprachen wir lange nichts mehr und sie kam auf meine Seite des Tisches, biss mir in die Unterlippe und setzte sich, mir mit dem Gesicht zugewandt, breitbeinig auf meinen Schoß und ich vergaß die Zeit und sah nur noch das Weiß am Ende des Tunnels. Später schlürften wir frischen und heißen Kaffee und schauten aus dem Fenster. Ein dickes Gewitter hatte sich bereits in der Nacht breit gemacht, nur kurz waren die Wolken von der Sonne durchbrochen worden, jetzt hingen sie geschlossen in dunklen Reihen am Himmel und es schüttete draußen.

In solchen Momenten erfasst mich immer eine tiefe Religiosität - ich glaube nicht an Zufall, dafür ist das Leben zu kurz und es passiert zu viel.

,Dankeschön, ich sag Dankeschön...'

Es machte also keinen Sinn nach draußen zu gehen, wir waren dazu verurteilt, in ihrem Appartement zu bleiben und ich bekannte mich freiwillig schuldig und plädierte auf lebenslänglich mit anschließender Sicherheitsverwahrung in einem holländischem Appartement.

»An was denkst du?«, fragte sie mich und schaute mich an.  
»Ich denke daran, dass du die Wiederentdeckung der Zärtlichkeit bist.«

Dabei guckte ich sie nicht direkt an, ich guckte mehr durch sie hindurch, ich war viel zu sehr damit beschäftigt zu merken, dass es wirklich so war und das war gleichermaßen überraschend, beängstigend und irritierend. Ich wusste, dass ich mit dem, was ich gesagt hatte, mir eine Menge über mich und über Paula gesagt hatte und mir war noch nicht ganz klar, wen ich gerade dabei war zu betrügen, ob mich, Connie, Paula oder keinen von uns.

»Das ist das Wichtigste und Schönste, was ich seit vielen Jahren gehört habe«, sagte sie und beugte sich zu einem Kuss nach vorne.

Unsere Lippen trafen und bissen sich kurz. Dafür, dass sie so etwas noch nicht gesagt bekommen hatte, konnte ich nichts, sie hätte es bestimmt auch vorher schon verdient gehabt. Ihr Kuss beendete ziemlich abrupt mein Nachdenken, auch wenn ich eigentlich gerne und viel nachdenke. Es gibt manchmal Wichtigeres als das.

Später am Tag würde ich wieder nachgedacht haben und ihr sagen, dass es für mich vielleicht auch das Wichtigste und Schönste gewesen sei, sie zu treffen, dass ich mir vorher nicht sicher war, ob es überhaupt noch gehen wür-

de, ob ich überhaupt etwas dabei empfinden könnte eine andere Frau zu berühren, ich hatte so lange nur Paula berührt und vorher so lange niemanden und war mir dabei immer sicher vorgekommen und danach so unsicher, ängstlich und zweifelnd, bereit für Kompromisse. Ich war bereit, Einsamkeit zuzulassen, wenn das hieße, dass ich nicht zu sehr enttäuscht werden würde. Ich hätte die Sehnsucht und die Liebe Mephisto zum Tausch angeboten gegen das, was ich vorher einmal als gelassenes Glück bezeichnet hatte. Ich hätte nicht gefeilscht und die Währung wäre Angst gewesen. Jetzt wusste ich, dass es geht und der Gedanke und das Wissen würden mich für Monate tragen. Sie fand auch das bedeutend und schön und manchmal ist es sehr einfach jemanden zu mögen, der alles bedeutend und schön findet, was man denkt und weiß. Vor allem wusste ich, dass Paula nicht mehr die letzte Frau war, mit der ich geschlafen hatte und das bedeutete mir unheimlich viel. Auf meiner Beerdigung würden zwei Frauen stehen und um mich weinen, die ganz alten zählten eh nicht, die würden es erst ein Jahr später, nächstes Jahr Weihnachten, im Stadtcafé erfahren, wo sich alle alten Schulkameraden einmal im Jahr treffen, um sich darüber auszutauschen wer jetzt wo arbeitet, wer wie viel Geld verdient und wie viele Kinder jetzt wer mit wem hat. Was Connie für mich bedeutete, würden sie nie erfahren.

Sie bedeutete Abstand von allem und das bedeutete, dass die ganz-bei-mir-Quote über Nacht auf 98% gestiegen war. Die ganze Wallstreet und die Maatstraat strahlten und lachten vor lauter Freude über den mächtigen Kursan-

stieg. Ich strahlte und lachte auch, mit mir strahlte und lachte Connie. Nur, wenn wir auf die Uhr schauten, dann wurden wir ernst. Gerne hätte ich anderen etwas Zeit geklaut, wäre gerne einer der grauen Männer bei Momo gewesen, die durch die Welt ziehen und Menschen Zeit wegnehmen. Ich hätte die Zeit zwischen Connie und mir gerecht geteilt. Aber die Uhren tickten unaufhaltsam nach vorne, in eine unbekannte Zeit, in eine Zeit, die Probleme mit sich bringen würde, die wir noch nicht kannten, nur vom Hörensagen. Zugfahrten, überhöhte Telefonrechnungen, SMS Terror und Uhren, die unterhalb der Woche einfach stehen bleiben. Zeit war bereits vor Einstein bereits relativ, es gab nur keine Formel, es gab ein Bewusstsein dafür, dass es so war. Unsere Zeit verflog unaufhaltsam und wir rechneten es lieber erst gar nicht aus oder auf. Wir umarmten uns und hatten nach dem Lösen schon kein Gefühl mehr dafür, wie es gewesen war, nur eine vage Vorstellung von etwas und umarmten uns wieder, um es noch einmal oder neu zu erleben.

Es waren einfach ein paar Tage des Gedanken denken, Küsse küssen, Getränke trinken, Geschenke schenken.

Wir liefen jeden Tag kreuz und quer durch Egmont, am Meer entlang nach Bergen, und die Kilometer in den Beinen verschwanden in jedem Kuss und die Kälte in jeder Umarmung. Unsere Akkus luden wir in den Nächten auf und sie liefen tagsüber nicht völlig leer, die Energie kam von irgendwo aus dem Meer und der Luft. Ich blieb vier weitere Tage, die wie vier relative Stunden anmuteten und deren Realität mehr als relativ war. Es gab Hunderte von Themen, auch wenn es immer nur das Gleiche war, was

wir erzählten. Wir erzählten uns über uns. Connie sprach von sich und ihrer Familie in akzentfreiem Deutsch. Das lag daran, dass ihr Vater aus Mönchengladbach kam und Connie mit Deutsch genauso aufgewachsen war wie mit Niederländisch. Sie kannte Deutschland gut, sie kannte Köln gut, sie kannte alle Läden, von denen ich ihr erzählte. Das fiel mir aber erst am dritten Tag wirklich auf, bis dahin hatte es mich überhaupt nicht beschäftigt. Sie erzählte es mir, so wie sie mir viel von ihrer Familie, von ihren Brüdern und ihrem Vater erzählte. Ich erzählte ihr auch viel von meiner Familie, von der Familie, die sie für mich in meiner Kindheit war und von dem, was sie jetzt noch war und was sie mir bedeutete. Und da gab es erhebliche Unterschiede zu früher, es war immer noch anstrengend nicht mehr danach zu suchen, wie es gewesen war, sondern das zu akzeptieren, was es noch zu erleben gab, nichts und niemanden mehr verändern zu wollen. Das war das Schwierigste. Connie erzählte mir von ihrer Hobbymalerei, die sich auf einem künstlerischen Niveau irgendwo zwischen Malen nach Zahlen und VHS Kurs bewegen musste. Also keine Perspektive zum Lebenserhalt und keine geeignete Fläche, um Träume im Super 8 Format darauf abspielen zu lassen. Sie erzählte mir, was Malen ihr bedeutete.

»Man malt und malt sich fort von allem. Komisch, nicht? Aber es geht nicht so sehr darum, dass ich selber male oder wenn ich selber male, es ist schon so, wenn ich die Bilder anderer betrachte. Für mich sind manche Bilder das, was ich malen würde, wenn ich malen könnte, was ich

ausdrücken würde, wenn es nicht schon anders ausgedrückt wäre. Klingt seltsam, oder?»

Es kam mir sehr bekannt vor und das sagte ich ihr auch:  
»Ehrlich gesagt, klingt das für mich nach ziemlicher Normalität. Ich meine, ich mache Musik, ich spiele Schlagzeug und ich schließe dabei die Augen und irgendwann spiele ich nicht mehr, ich spüre es nicht mehr, ich höre mir beim Spielen selber zu. Das sind kostbare Momente. Manchmal gibt es die auch bei Konzertbesuchen. Man hört anderen Leuten zu und weiß, wie sie das kompositorisch gemeint haben ohne sie zu kennen, aber man kennt sie dadurch, dass sie es komponiert haben. Also für mich klingt das völlig normal, ich fände es eher unnormal, wenn es nicht allen so geht. Ich könnte dir mindestens fünf Schlagzeuger nennen, in die ich mich reinfühle, wo ich die Gleichförmigkeit ihrer Bewegungen nachempfinden kann. Ich spiel nur leider nicht wie einer von denen, das trennt uns, aber das ist auch egal. Malen, Filmen, Schreiben, Musizieren, es ist immer das Gleiche. Es kommt alles auf's Selbe hinaus. Ich glaube sogar, dass es auch beim Rechnen genauso ist, vielleicht sogar beim Frisieren, wenn man es richtig und bewusst macht. Man bringt etwas zusammen, was nicht zusammengehört. Man verbindet seinen Eindruck und Ausdruck, ich glaube, das ist es.« »Ist das nicht wunderbar, dass es so was gibt?»

»Ja, das finde ich auch.«

Dann sah ich sie an und freute mich sie zu sehen, weil ich fand, dass es wunderbar war, dass es sie gab und weil ich auch nicht so furchtbar viele Menschen um mich herum habe, mit denen ich so reden kann. Zu dem Zeitpunkt gab

es noch genau zwei Menschen und Marcel und Judith hätte ich gerne für eine Tasse Kaffee mit Connie zusammen an einem Tisch gehabt. Wir hätten uns fantastisch unterhalten, da bin ich mir sicher. Nach dem gemeinsamen Kaffee hätte ich die beiden dann gerne wieder nach Hause geschickt, die Zeit war kostbar und ich wollte sie dann doch lieber mit Connie alleine verbringen. Marcel und Judith wären zurück nach Köln gefahren und hätten allen erzählt, dass ich eine ganz kluge, sensible und wahnsinnig süße neue Freundin habe. Marcel Paula von ihr vorschwärmen und Judith würde dann einschreiten und ihn fragen, ob er sich verliebt hat und ob das nicht ein bisschen übertrieben sei, so wie er Connie schilderte. Und sie würde hinzufügen, dass er sie, Judith, heiraten wird und er würde sie ‚Schatz‘ nennen und allen wäre alles klar. Mein Herz würde überschwellen vor Stolz und den Vertrag mit Mephisto würde ich lachend zerreißen, so wie man Seiten aus einem Tagebuch reißt, wenn sie noch nah genug sind und nicht mehr stimmen. Mit entfernten Gedanken macht man es nicht.

»Du kennst mich jetzt«, sagte sie auf einem unserer Spaziergänge durch die gefrorenen Dünen. Wir hielten uns an den Händen und meine war von außen kalt und es war ungewohnt und schön und jung, es fühlte sich an wie etwas, was ich lange vermisst hatte.

»Du kennst mich jetzt«, sagte sie zu mir, als sich die Tage und Nächte unseres Urlaubs dem Ende entgegen neigten.

»Das ist o.K. für mich, ich wollte, dass du mich kennst und ich möchte, dass du nach Möglichkeit alles von mir weißt, so, als ob wir uns zehn Jahre kennen.«

Wenn Tonfall und Inhalt übereinstimmen, kann es Glück oder eine Katastrophe für die Verständigung werden. Es wurde eine Katastrophe.

»Was ist los mit dir? Ich meine, wir haben doch alle Zeit der Welt, wir können doch noch viel mehr erfahren. Bis jetzt ist alles nur Geschichte, die nächsten Geschichten können unsere Geschichten werden.«, sagte ich zu ihr.

»Nein, das können sie nicht.«

»Wieso nicht? Wann, wenn nicht jetzt, wo, wenn nicht hier, wie, wenn ohne Liebe, wer, wenn nicht wir?«, zitierte ich eines der richtig guten Stücke von Rio Reiser.

»Das ist schön«, sagte sie daraufhin.

»Ist leider nicht von mir«, gestand ich ihr. Ist aber trotzdem schön.

»Aber warum soll es nicht sein oder wahr werden?«

»Weil du morgen fahren wirst und ich auch und dann sehen wir uns nicht mehr.«

Ich zersplitterte und musste mich mitten auf dem Dünenweg hinsetzen, so wie als Kind, wenn man einfach nicht mehr weiter will, weil man will, dass alles genau dort stehen bleibt, wo man gerade ist. Das wollte ich auch, ich wollte nicht weiter, ich war angekommen und nur gemeinsam bereit weiterzureisen aber ich wusste alles, was sie in den folgenden Sätzen zu sagen hatte.

»Es geht nicht und du weißt das auch.«

Dabei nahm sie meine Hand und zog mich aus dem Sand, den ich mir unter lautem Klopfen von der Hose abschlug, obwohl nur drei Körner auf der Hose waren, die, die ich mit meiner Wärme aufgetaut hatte und die sich an dem

glatten Stoff halten konnten. Der Rest war steinhart und gefroren und blieb hartnäckig in den Dünen liegen. Ich musste mich schlagen, ich musste mich spüren, früher hätte man ein Fläschchen mit Riechsalz verwendet.

»Kneif mich, Connie, kneif mich, damit ich weiß, dass das hier nicht ein einziger Albtraum ist.«

Sie kniff mich nicht, aber sie gab mir eine ernüchternde Ohrfeige indem sie weiter sprach.

»Ich kann so nicht leben, ich hab das schon zu oft und zu lange getan, ich werde das nie wieder tun. Ich werde nie wieder mit jemandem zusammen sein, ohne beisammen sein zu können. Das bringt mich um, das geht nicht. Ich habe das probiert, aber es geht nicht, nicht für mich.«

Sie sagte das und ihr Blick wurde trübe, sehnsüchtig und traurig.

»Ich will das auch nicht mehr, absolut nicht.«

In dem Moment fiel mir ein, dass es manchmal nicht ausreichend zu wissen, was man nicht will, man muss wissen, was man will und mir fielen ein paar passende Visionen und notwendige Formulierungen ein.

»Wenn du willst, dann zieh ich nach Utrecht, ich kann auch hier Schlagzeug spielen und unterrichten, ich kann in Utrecht sogar nebenbei Jazzschlagzeug studieren, das wollte ich eigentlich eh immer, es gab nur noch keine Gelegenheit. Es gab bis vor vier Tagen keinen Grund.«

Ihre Antwort war kein Satz, ihre Antwort war eine Bewegung. Sie kam auf mich zu, steckte mir ihre Zunge in den Mund und lehnte danach ihren Kopf an meine Schulter.

Ich konnte sie verstehen, ich hatte die selben Sorgen, hatte die selben Zweifel.

»Macht es Sinn, dir einen Heiratsantrag zu machen?«, fragte ich sie.

Das war mein Gegenstück zu der vier Tage alten Frage, ob ich etwas dagegen hätte, wenn sie mich küssen würde und ich hoffte so sehr, dass ihre Antwort ähnlich passiv ausfallen würde wie meine, ich hätte ihr einfach einen Ring über den Finger gestülpt und wäre einen Tag später mit einem Koffer am Bahnhof von Utrecht angekommen. Sie lachte auf und schaute mich an und ihre Augen versuchten sich zu verlieben oder sie waren es, so gut kannte ich sie dann doch nicht.

»Du warst mehr, als ich erwarten durfte«, sagte sie.

»Aber mehr geht nicht. Du warst doch bereits mein Mann.«

Dann sagten wir nichts mehr.

»Lass uns in dein Zimmer gehen«, sagte ich irgendwann, denn es macht keinen Sinn ganze Armeen an der Ostfront zu verschleifen.

Ich ging los und sie folgte mir, erst meinem Weg, dann meinen Bewegungen. Wir sprachen nicht mehr, nicht, bis wir auf ihrem Zimmer und nach absolut nicht alltäglichem Abschiedssex wieder nüchtern waren.

»Ich mein es ernst, Connie. So etwas wie dich hab ich bisher nicht getroffen, ich kann dich nicht gehen lassen. Ich meine, wir sind nicht im Krieg, ich muss nirgendwo an die Front, ich bin nicht der Kurier des Zaren oder sonst was. Wir haben die Wahl, wir können entscheiden,

wir müssen nicht wie in einem schmalzigen Film die Liebe irgendetwas größerem opfern.«

»Nein, müssen wir nicht, aber wir können auch nicht so tun, als sei alles einfach oder unkompliziert, als ob man irgendetwas aufgibt, nur weil es schön wäre, das zu tun. Und wir wissen nicht einmal ob es Liebe ist, die wir opfern oder nur eine Fantasie, ein Konstrukt von Liebe.«

Ich war von ihr alles an Gedanken gewöhnt, aber es waren immer Gedanken, die mit Gefühl, Intimität und Intensität zu tun hatten und nicht mit Nüchternheit oder der sachlichen Betrachtung des Austausches von Körperflüssigkeiten.

»Wovor hast du Angst? Ich meine, bisher war ich immer der, der Angst hatte, ich kenne das gar nicht anders. Ich weiß auch nicht, ob ich jetzt mutiger bin, aber ich wäre es gerne, ich würde es wenigstens gerne versuchen, wenn du mich lässt.«

Sie blieb mir eine Antwort schuldig, legte den Zeigefinger auf meinen Mund, legte sich auf mich und nahm den Zeigefinger weg, tauschte ihn gegen ihre Lippen und Küsse.

Sie blieb mir eine Antwort schuldig, bis heute, denn auf meinen Brief antwortete sie nicht. Auf keinen meiner Briefe antwortete sie und ich gab es schließlich auf, ihr welche zu schreiben. Wahrscheinlich liegen sie mit einer blassblauen Schleife zusammengebunden in irgendeiner Kiste auf einem Speicher in Alkmar. Irgendwann, einige Monate später, schämte ich mich für all die Briefe, für deren Inhalt, und mit einem kleinen Hammer zerschmetterte ich den Marmorsockel, auf dem die Büste von Connie stand. Ich durfte das, ich hatte sie schließlich auch dort

aufgestellt. Aber das war erst viel später, viel zu spät. Zu unserem Abschied in Egmont schrieb ich ihr ein Gedicht auf eine Serviette in einem der vielen kleinen Restaurants und in dem letzten Restaurant, in dem ich jemals in Egmont essen würde. Ich lieh mir von der Kellnerin einen Kugelschreiber und nahm vom Nebentisch eine noch frische Serviette.

„Einsam reist du sehr alleine, am schönsten ist die Reise dann zu zweit. Einsam reist du sehr alleine, am schlimmsten ist die Abreise.“

Sie kannte Kästner nicht so gut, jedenfalls lachte sie nicht über meine Variation über ein Thema und dass mein Versmass deutlich hinkte, störte sie nicht im geringsten, sie packte die Serviette ein und sagte, dass sie sie in der kleinen Küche ihres Appartements aufhängen werde, wenn sie zurück nach Utrecht kommen würde. Dann sagten wir nichts mehr und tranken den Wein aus, ehe ich mit der Reisetasche zum Taxi ging.

In der Küche hängt mein Gedicht hoffentlich noch heute, das ist sie mir schuldig.

# Unterm Baum

Es war ein Hauch von guter Zeit,  
der uns umgab.  
Wir gaben unser Bestes,  
bis die Laune besser war.  
(Paula)

Es war die entsetzlichste und gleichzeitig die längste Bahnfahrt meines Lebens, obwohl ich nur gut drei Stunden fuhr. Es war die Bahnfahrt, die mich am weitesten von dem Ort entfernte, an dem ich sein wollte, aber die Entfernung wurde irgendwann egal und mindestens so relativ, wie die Zeit in Egmont, 100 Meter waren nichts anderes als 100 Kilometer, es wurde egal, alles war weit. Die Landschaft flog an meinen Augen vorbei, ohne, dass sie davon irgendetwas aufnahmen. Zu sehr waren sie mit dem Abspielen von gespeicherten Bildern beschäftigt. Eine nackte Frau, rauchend, in einem weißen Bademantel, zwei Ringe an den Fingern, eine Uhr am Handgelenk. Ich hätte bis Prag fahren können, ich hätte es nicht gemerkt, es hätte mich nicht weiter entfernt, aber ich fuhr nur bis Frankfurt. In manchen Momenten war ich froh und dankbar für alles und versuchte an diesem Gefühl ein wenig Halt zu kriegen, am nächsten Bahnhof stand ‚Verzweiflung‘ auf der Zieltafel über dem Bahnsteig und ich war bereit, mich auf die Schienen zu legen, aber bevor ich aussteigen konnte, fuhren wir weiter, weiter in den Abend, weiter in die leere Nacht, in die stille Nacht.

Weihnachten stand vor der Tür und klopfte laut an, man merkte es an den kunstvoll oder kitschig geschmückten Fenstern der Häuser, an denen wir vorbei fuhren. Mir war so gar nicht nach Weihnachten zumute, aber es musste sein, auch wenn es nur ein absurdes Weihnachten werden konnte. Meiner Mutter hatte ich versprochen zu kommen, es gab kein zurück mehr. Ich würde von meiner Mutter Geschenke kriegen, die ich nicht brauchen konnte und würde keines der Hemden jemals anziehen.

Mutter verschenkt immer Sachen, die praktisch sind und lange halten. Mein Vater würde sein Gewissen und das Verlassen der Familie mit einem großzügigen Scheck bereinigen und es würde wieder Februar werden, bis meine Notlage groß genug sein würde und mein Stolz klein genug, um ihn einzulösen. Im Februar ist Versicherungsmonat und jeder, der Hausrat und Instrumente versichert, weiß, dass der Versicherungsmonat der falsche Monat für Stolz ist. Trotzdem war das alles Unsinn. Aber es war sinnlos zu versuchen, den Unsinn zu stoppen, genauso wie es Unsinn war zu sagen, dass ich Geflügel schon seit Jahren nicht mehr aß und mich zwingen musste, beim Essen nicht zu kollabieren. Ich bekam von Fleisch entsetzliche Blähungen, mein Magen hatte alle Enzyme in Rente geschickt, die für eine brauchbare Verdauung nötig waren. Aber Blähungen und der penetrante Geschmack von Fleisch im Mund waren nicht wichtig, höchstens ein kleines Bauernopfer, um an die Königin zu kommen. Ihr war es wichtig Weihnachten so zu feiern, wie wir es seit hundert Jahren feierten und mir war sie wichtig, auch wenn es eine einzige Lüge war, denn seit mein Vater uns

verlassen hatte, war Weihnachten nie mehr so gewesen wie früher. Mein Bruder würde kommen und von dem, was er erzählen würde, würde ich kein Wort verstehen und von dem, was ich zu erzählen hatte, würde er keine Notiz nehmen, so würde es sein und das war auch schon das einzige, was an Weihnachten so sein würde wie immer. Ich selbst kam aus einer anderen und fremden Welt in eine noch fremdere, ein reisender Ethnologe, der das Fremde noch nicht und das vermeintlich Vertraute nicht mehr versteht. Das wurde auch dadurch nicht besser, dass in meinem Zimmer immer noch ein Poster von Dire Straits hing.

Am heiligen Abend saßen wir zusammen und tranken Wein, aßen Gans und bemühten uns, uns nicht zu sehr auf die Nerven zu gehen. Die Kulisse war liebevoll gestaltet und so spielten wir Weihnachten in der gleichen Besetzung wie jedes Jahr und mit der Dynamik eines Krippenspiels im Kindergarten.

»Wie geht es Paula, kommt sie auch noch oder ist sie bei ihren Eltern?«, fragte mich meine Mutter, nachdem ich einen Pullover ausgepackt hatte, der genauso aussah wie einer von denen, die Paula in einem Paket auf den Müll geworfen hatte.

Genau das würde ich mit ihrem Weihnachtsgeschenk machen, das unter dem Baum lag, das mir meine Mutter für sie mitgab. Ich würde nicht reingucken, ich würde es noch auf dem Frankfurter Bahnhof in einen Container werfen, werfen müssen, liebevoll eingepackt und schön, wie es war.

»Sie ist bei ihren Eltern, lässt euch alle aber schön grüßen«, antwortete ich, weil ich zu viel Kraft eingebüßt hatte in den letzten Wochen und mittlerweile wusste, dass Freundschaft, und das empfand ich meiner Familie gegenüber, trotz oder gerade wegen der unüberwindbaren Grenzen, die zwischen uns lagen, dass Freundschaft wichtiger war als die ganze Wahrheit. Ich sagte nichts, jedenfalls nichts über Paula und mich.

Aber plötzlich stand sie wieder da und stand vor meiner Mutter und umarmte sie, so wie es seit der ersten Begegnung ihre Art gewesen war. Plötzlich stand sie wieder mit einem Lächeln auf den Lippen vor meinem Bruder und hörte ihm aufmerksam zu, wenn er von seinem letzten Aufenthalt in Saudi Arabien sprach, wo er eine Anlage baute, die für das Land anscheinend wichtig war, jedenfalls bezahlten sie ihn so, als ob es ihnen wichtig sei und davon sprach er gern. Mir war es egal, die Kontinente und alles andere hatten uns getrennt und es gab nicht mehr viel, was wir uns zu sagen hatten. Es gab keine vertraulichen Gespräche mehr wie damals, als wir zusammen ein Zimmer hatten und uns im Dunkeln über Mädchen unterhielten. Ich hatte ihn mehrmals am Telefon verleugnet, er stand daneben, verdrehte die Augen, als er mitbekam, wer am anderen Ende dran war und ich gab ihm volle Rückendeckung und rannte weit hinter die feindlichen Linien, um ihm zu helfen. Heute würde ich ihm strahlend den Hörer überreichen und vorher noch sagen, dass er den ganzen Abend schon auf das Telefonat gewartet hätte, dass er von niemand anderem sprach, als von ihr und niemals wäre es mir in den Sinn gekommen, meinen Kopf

hinzuhalten oder eine Niere oder ein Gramm Knochenmark für ihn zu spenden. Es gibt eben wesentliche Unterschiede zwischen humanistischen Heldenmusikern wie Herbert Grönemeyer und mir.

Paula hatte meinen Bruder vorher nicht kennen gelernt, sie hatte nicht mitbekommen, wie er die einzige Frau, für die ich mich in der Schulzeit ernsthaft interessiert hatte, und von der er wusste, an einem Abend abschleppte. Er vernaschte eine Heilige, er war nie mit ihr zusammen, aber ich war sein Bruder und danach unberührbar und das verzieh ich ihm nie. Nach dieser Episode und seitdem hatte es nur noch Krieg gegeben und ich hatte mich geweigert, noch weitere Tage mit ihm zusammen in einem Zimmer zu wohnen, ich war lieber auf den Speicher gezogen, auch wenn es dort im Sommer unerträglich heiß wurde. Meiner Mutter hatte es beinahe das Herz gebrochen, denn sie wollte immer eine intakte Familie, auch ohne Vater und die gab es nun auf ganz verschiedenen Ebenen nicht mehr. Sie war auch vorher Illusion und daran hätte auch die Anwesenheit meines Vaters nichts geändert. Trotzdem war es für sie unerträglich, dass mein Bruder und ich uns einfach nicht mehr verstanden. Mutter hatte mir mehrmals angeboten, mir einen Flug zu bezahlen, wenn er irgendwo auf Montage war, ich sollte ihn besuchen, ich sollte mich mit ihm aussprechen und sollte all die interessanten Länder kennen lernen, von denen er so viel erzählte. Ich vermutete, dass die Länder total egal waren, das Kulturgeplänkel war Alibi für reiche Europäer, die weltweit mit Devisen Bordelle unterhielten. Meine Mutter glaubte das nicht, für sie war er interessant und

rein und fein wie Wüstensand. Immer, wenn ich sie anrief, erzählte sie mir von ihm, so als ob ich mich dann auch für ihn interessieren würde oder mein Interesse wieder geweckt werden würde. Aber wenn man älter als zwölf ist, gibt es Sachen zwischen Geschwistern, die nicht mehr zu kitten sind. Stück für Stück hatte uns die Zeit und unser eigenes und anderes Leben getrennt und Weihnachten saßen wir an einem Tisch, wussten, dass wir eine Familie waren und tolerierten den anderen, aber das war auch schon alles, mehr konnte man wirklich nicht verlangen. Ich dachte viel darüber nach, als wir am Tisch saßen, denn das Nachdenken über meinen Bruder und die Trennung von ihm war leichter zu ertragen als die Trennung von Paula oder das Nachdenken über Connie. Über Connie dachte ich gar nicht nach, von ihr erzähle ich nichts, es war zu nah, es war zu schön, es war vorbei und das wollte ich nicht wahrhaben. Meiner Familie über Connie zu berichten war absolut unmöglich. Ich lieferte also einen ziemlich faden Bericht über den gemeinsamen Urlaub von Marcel, Judith, Paula und mir ab und das war in Ordnung so und auch zu ertragen. Dem Bericht fehlte jede Spannung und gerne hätte ich etwas von der Zusammenfassung von Marcel verwendet, aber mir fiel sie einfach nicht mehr ein. Mein Bericht war nicht emotional, ihm fehlte jede Art von Fröhlichkeit und Gefühl, das Marcel damals so gut getroffen hatte. Aber er war o.K., klang fast wahr und war weit entfernt genug von mir, jedenfalls solange Mutter nicht ‚Paula‘ sagte oder nachfragte, wie dies oder das ‚Paula‘ gefallen habe. Der Klang, der in ihrer Stimme

lag, hatte eine Vertrautheit, die mich bedrückte, sie sprach von ihr nicht wie von einer Fremden.

Um 22.00 Uhr legte ich mich hin und weder meine Mutter, noch mein Bruder hielten mich auf, ich sah aus wie ausgekotzt und konnte glaubhaft vermitteln, dass ich krank sei. In dieser Nacht schrieb ich meinen ersten Brief an Connie. Der Erste, auf den sie nicht antworten würde und vier weitere sollten noch folgen.

Am 25.12. rief ich Judith an. Sie erzählte mir von dem Weihnachten mit Marcel, den beiden ging es wirklich gut, sie waren zusammen essen gewesen und hatten beiden Familien gesagt, dass sie diesmal zum ersten Mal als Kleinfamilie Weihnachten feiern wollten, auch wenn das Kind noch nicht auf der Welt war und die Eltern hatten das akzeptiert, auch wenn sie ein bisschen enttäuscht gewesen waren. Es gab sie doch, die, die es schafften, die alles miteinander verbanden, jedenfalls solange das Kind noch nicht da war und solange von der Kälte die Brille beschlagen bleibt, wenn man in einen warmen Raum kommt. Ich bat Judith, am nächsten Tag um die Mittagszeit bei uns anzurufen, damit ich ein fingiertes und gut bezahltes Konzert für meine verfrühte Abreise vorschieben konnte. Alles andere hätte Erklärungen gekostet, die ich nicht geben wollte. Sie versprach es und pünktlich um 13.00 Uhr erreichte unser Telefon ein ziemlich überraschender Anruf von einem Bassisten, der in einem Musical spielte. Ihnen war der Schlagzeuger erkrankt und der Ersatzmann hatte einen Skiunfall gehabt, obwohl das gegen den Vertrag verstieß; man darf nämlich nicht Skifahren, solange man ein festes Engagement hat. Sie

brauchten noch für heute Abend Ersatz und der Bassist hatte mich empfohlen, weil er mich kannte, ich hatte schon mehrfach mit ihm gespielt. Er kannte mich sogar ziemlich gut, er klang fast wie Marcel am Telefon, aber meine Mutter kannte Marcel nicht. Ich war in dem Moment auf die Toilette verschwunden und meine Mutter hatte das Telefonat entgegen genommen und mir alles ausgerichtet. Es gab 800 Mark plus Weihnachtzulage und das konnte ich mir nicht entgehen lassen, das verstand sie, denn sie wusste, dass man für den Aufbau eines Turbinenwerkes mehr verdient als für den Aufbau eines Schlagzeuges. Eilig packte ich meine Sachen zusammen, verabschiedete mich mit größtem Bedauern, innigem Kuss und verschwand aus der Tür mit einem Taxi in Richtung Bahnhof und war augenblicklich in Sicherheit, als ich die Beifahrertür zuschlug. Marcel funkte mich zwanzig Minuten später auf dem Handy an und fragte nach und lud mich ein, sie sorgten sich oder hatten einfach das Gefühl, dass es o.K. sei, wenn ich den ersten Weihnachtsabend nicht alleine in meinem Wohnschlafklo verbringen würde.

»Danke dafür, dass ihr mich soeben aus Vietnam ausgeflogen habt«, sagte ich am Telefon und Marcel war froh und lachte.

»Keine Ursache, wir haben die Funksprüche deiner Einheit verstanden und die ganze Umgebung mit Napalm plattgemacht«, antwortete er, »das dürfte keiner von den Schlitzaugen überlebt haben.«

Hatten sie aber nicht wirklich, es war nicht genug Napalm, es hatten doch noch Schlitzaugen überlebt, denn drei Tage

später erreichte mich ein Brief von meiner Mutter, in dem sie schrieb, dass sie enttäuscht darüber sei, dass ich anscheinend kein Vertrauen mehr zu ihr hätte, sie habe das Gefühl gehabt, dass mit Paula und mir etwas nicht stimmen würde und das hätte ich ihr ruhig sagen können. So sind Mütter eben. Mathematisch ausgedrückt könnte man sagen:

Halbe Wahrheit < mütterlicher Instinkt.

Ich schrieb ihr zurück und versuchte etwas Moltotill in unsere Beziehung zu bringen. Also schrieb ich ihr die Wahrheit, jedenfalls die über Paula und mich, und ich wusste, dass ihr das als Erklärung reichen würde, über Connie schrieb ich nichts, das war auch nicht nötig. Es klang ein wenig ehrbarer, wenn ich schrieb, dass ich nicht mehr mit Paula zusammen war, da muss man nicht auch noch sagen, dass man sich nach einer halben Ewigkeit des Zusammenseins ein paar Monate oder Wochen oder Stunden später sofort tröstet und dass dieser Verlust noch schmerzhafter ist als der von Paula. Es ist nicht die Generation, die das versteht, es ist eine Generation, die noch mehr Kontakt zur Kirche als zu Scheidungsanwälten und Psychotherapeuten hat. Nach einer fünfjährigen Beziehung muss man ein Jahr Trauer tragen, wie in Griechenland, das ist ein ungeschriebenes Gesetz und eine Frage der Ernsthaftigkeit. Über Connie schrieb ich ihr nichts, weil ich zu dem Zeitpunkt gerade meinen zweiten Brief an Connie schrieb und der war mit meinem Blut geschrieben. Einen weiteren Aderlass hätte ich nicht überlebt, daran waren schon im Mittelalter viele Menschen zugrunde gegangen. Aber das war egal, ich war gerettet worden, jeden-

falls für den Moment und Momente sollten einem heilig sein im Leben, man hat nur so wenige davon.

## In der Stadt Zwei

Nicht mal das Meer  
darf ich wieder sehen,  
wo der Wind deine Haare vermisst.  
Wo jede Welle ein Seufzer  
und jedes Sandkorn  
ein Blick von dir ist.  
(Element of Crime)

**A**m Abend erzählte ich Marcel und Judith, was in Egmont passiert war und sie hörten aufmerksam zu. Ich trank während meines Monologs alleine eine Flasche Wein leer, aber mein Verstand war davon unbeeindruckt. Alkohol wirkt nicht wirklich, die Wirkung wird erst durch den Moment und die Situation konstruiert. An manchen Tagen merke ich nach einem Glas, wie meine Gedanken verschwommener und ich müde werde und an anderen Tagen kann ich gut zwei Flaschen trinken und merke gar nichts, werde höchstens ein bisschen melancholisch und redseliger. Meine Katecholamine vernichteten an diesem Abend die Wirkung des Alkohols und jedes Mal, wenn ich ‚Connie‘ sagte, trat mir jemand in den Bauch. Ihr Name wirkte deutlich stärker als der Wein. Damals hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, damals glaubte ich noch an eine Veränderung und wenn nicht daran, dann wenigstens

an eine Erklärung, die ich kriegen würde. Das sagte ich auch.

»Du wirst keine kriegen«, sagte Judith und sie konnte schon immer Sachen gut auf den Punkt bringen.

»Aber warum? Ich meine, warum verhält man sich so?«

»Keine Ahnung. Weil sie jung ist, weil Erklärungen noch keine Rolle spielen, wenn man zweiundzwanzig ist.«

Das reichte mir aber nicht wirklich aus und deshalb bohrte ich nach.

»Aber ich meine, da steht jemand vor dir, der sich pausenlos Gedanken macht, der dir sagt, dass er manches noch niemandem gesagt hat, mit dem du alles teilen kannst, mit dem jede Sekunde schön ist und das reicht nicht aus, um es zu versuchen, um weiterzumachen?«

»Du hast es auch nicht versucht«, sagte Marcel ziemlich trocken und er durfte sowas sagen. Damals.

»Ich meine, das ist vorbei. Aber du hast es mit Paula eben auch nicht versucht, obwohl du älter als zweiundzwanzig bist und du hast auch nichts erklärt.«

In dem Moment wurde mir klar, dass Marcel und Judith nicht exklusiv nur für mich da waren, sie waren nicht für meinen Aufbau verantwortlich, sie hatten zu Paula mindestens einen so engen Kontakt wie zu mir, und sie hatten sich von Paula wahrscheinlich ziemlich viele und ziemlich ähnlich klingende Fragen fragen lassen müssen. Nur, dass die Antworten noch schwieriger zu finden waren als in einer Fußnote auf das Alter.

»Scheiße, ist das alles kompliziert.«

Mehr sagte ich erst einmal nicht, ich versank in Gedanken. Judith machte eine dritte Flasche Wein auf und goss mein Glas wieder voll und mir wurde stickig in ihrer Wohnung und ich fand alles zu sauber und steril und beknackt.

»Glaubt ihr, dass ich den Fehler meines Lebens gemacht habe?«, fragte ich sie nach einer Weile, aber ich wollte nicht ernsthaft eine Antwort darauf und nach dem Glas, das ich wie Wasser trank und nach weiteren, war ich melancholisch genug, um mir auszumalen, dass ich in dem Moment, hätte Paula am Tisch gesessen, auf keine Antwort sondern auf eine Bewegung von ihr gewartet hätte. Aber sie hätte sich auf keinen Fall zu mir gebeugt und wenn, dann nur, um mir eine Ohrfeige zu geben.

Das ist eben der Unterschied, den zehn Jahre längeres Leben ausmachen. Sie konnte also bleiben, wo sie war. Aber sie tauchte immer wieder auf, erst krabbelte sie aus einem Versteck unter dem Weihnachtsbaum meiner Mutter hervor und bei Judith und Marcel war sie eh ständiger Gast. Ziemlich betrunken fuhr ich drei Stunden später mit dem Taxi nach Hause und dachte an Paula und Connie und irgendwann war ich mir nicht mehr sicher, wer wer war und für wen ich was oder mehr empfand und was mehr wehtat. Ich lag im Bett, das Zimmer drehte sich in doppelter Erdumdrehungsgeschwindigkeit und zurück blieb am Ende der Gedanken Sehnsucht nach allen beiden oder nach irgendetwas. Draußen war es kalt geworden und ich dachte am nächsten Morgen an den Flieder vor dem Hallmackenreuter, der jetzt wahrscheinlich doch eingesehen hatte, dass es noch zu früh für sein Erblühen gewesen war. Die Luft war klar und die Dächer weiß ge-

froren und Schnee hatte ich in Köln schon Jahre nicht mehr gesehen. Also ging ich raus. Die Kälte am Kopf tat gut und ich lief durch die Flora und am Rhein entlang und dachte wieder über Musik nach. Ein bisschen dosierter Selbsthass und Selbstmitleid sind manchmal nötig, um der eigenen Menschwerdung ein wenig auf die Sprünge zu helfen und dafür gibt es deutsche, deutliche und leicht verständliche Texte.

„Am Ende wirst du das, was du am meisten hasst oder auch schon bist und vielleicht schon immer warst.“

Wenigstens war ich mir nach mehreren Stunden wieder im Klaren darüber, dass ich Connie mehr nachhing als dem Phantom Paula und ich ging in ein Café, um ihr meinen dritten Brief zu schreiben, auf den sie nicht antworten würde. Sie spielten amerikanische Blues- und Jazzsongs. ‚Heaven‘, ‚Blue Moon‘, ‚Unforgettable‘ und ‚My way‘. Das waren Songs, die ich mal mit einem Jazzquartett gespielt hatte. Auf einem dieser gut bezahlten Abende, auf einer Hochzeit.

Vier Wochen vorher hatte ich noch entrüstet erzählt, dass auf Hochzeiten zu spielen musikalische Prostitution sei, aber dann wollte ich mit Paula ein Wochenende nach Prag fahren und mir fehlte das notwendige Geld. Prostitution erschien mir das kleinere Übel. Also ging ich auf den Musikantenstrich und so schlimm war es gar nicht. Die Leute hatten Spaß an unserer Musik, es war ein Publikum, das noch klatschte und nicht bloß kühl und analytisch auf die Finger guckte, wie die Jazzpolizisten in den üblichen Jazzbars. Wir hatten auch Spaß. Spaß an dem Hochzeitsessen, Spaß an der Bezahlung und Ludger, unser Pianist, hatte

sogar Spaß an Margret, einer Trauzeugin. Sie sind heute noch zusammen, glaube ich. Vielleicht sollte ich hin und wieder mal auf Hochzeiten spielen, man weiß ja nie, was kommt. Ich erinnerte mich an die Songs, hatte die Noten aus dem ‚Realbook‘ vor Augen und plötzlich war ich mitten in New York, in einem verrauchten Barkeller, umgeben von rauchenden Schwarzen. Ich war mitten in New York, so wie bei einer Erzählung von Woody Allen, wo einer plötzlich mitten in einem Roman landet und Madame Bovary verführt. Ich versank in die Stimmung der Musik, der Kälte und stand plötzlich am Time Square und hatte ein ultimatives Harry-und-Sally-Gefühl. Das fand ich ziemlich passend, es war kalt draußen, auch ich irrte in einer großen Stadt umher und Silvester stand vor der Tür. Am Ende geht alles gut aus, und der Liebe muss man manchmal eben fünfzehn Jahre Zeit geben, das ist schon ziemlich real und ein überschaubarer Zeitraum. Ich dachte darüber nach, dass sich Harry und Sally auch erst nach einigen Jahren wiedertrafen und sich erneut verliebten und das gab ein wenig Aufschwung und ein gutes Gefühl für die Zeit. Es war also deutlich zu früh für eine Reise nach Utrecht, ich hätte nicht einmal gewusst, in welcher Diskothek ich nach ihr suchen sollte, ich wusste nicht einmal, ob sie überhaupt arbeiten musste, über Silvester hatten wir gar nicht gesprochen und es war noch keine fünfzehn Tage her, dass wir uns überhaupt kennen gelernt hatten, zu früh, um sich erneut zu verlieben. Ich war es ja gerade mal. So beschloss ich es mir Zuhause gemütlich zu machen. Die letzten Tage des Jahres wollte ich ohne großen Aufruhr verbringen, ich hatte das Jahr 2000 absolut satt

und wünschte mir nur noch in Ruhe von Café zu Café zu schlendern und nicht mehr allzu viel nachzudenken.

Ein bisschen Literatur, ein bisschen Tabak und ein paar Biere, das ist ein passabler Ausklang für ein Jahr, von dem man nicht zu viele erleben sollte, wenn man nicht mit sechszwanzig an einem Schlaganfall sterben möchte. So zog ich rum, bewegte mich in gemächlichem Tempo vom Fabrikcafé zum Café Schmitz, um dann am Abend in einem Restaurant zu sitzen und den Koch für mich kochen und die asiatische Aushilfe in der Küche für mich spülen zu lassen. Wenn ich die Nase voll von Milchkaffee hatte, ging ich los, um ein paar neue Platten einzukaufen und wollte mal wieder schauen, ob ich meine Quote verbessern konnte. Nach dem Gespräch mit Judith und Marcel war sie auf 2% gesunken, die restlichen 98% hatte ich an dem Abend betrunken und großzügig zwischen Connie und Paula ge- und verteilt. Den Anteil von Paula nahm ich nüchtern und kontrolliert, wie ich wieder war, zurück und gab Connie nur zehn davon ab.

„Lass es sein“, sang Smudo einen alten Mitteregger Song in mein Ohr und es war genau die Zeit, um sich ein paar kleine Lebenslügen aufzuschreiben, die ich mir für das nächste Jahr auszuleben vornahm.

Es ist ungeheuer wichtig, dass zum Jahresende noch etwas Bedeutendes passiert, so können sogar die, die das ganze Jahr über nicht nachgedacht und nicht hingeschaut haben, dem alten Jahr nachträglich auf die Schulter klopfen und ihm eine Bedeutung verleihen. Sie nehmen sich noch im alten Jahr Unsinn vor, den sie zwei Wochen lang im nächsten Jahr durchhalten und währenddessen unaufhalt-

sam das alte Jahr mit Weihwasser besprenkeln, weil es das Jahr gewesen war, in dem sie den Entschluss für irgendetwas gefasst hatten. Nach zwei Wochen kehrt dann wieder Ruhe ein und man kann die alten Gewohnheiten wieder aufnehmen. Fettig Essen, Rumsitzen, Nasebohren, Nägelkauen; das alte Jahr ist heilig und war ein gutes Jahr, ein Jahr der guten Vorsätze, das reicht.

„Ihr Thoren und Narren der Zeit, die nicht und nirgendwo ist außer in euren Köpfen! Ich frage euch, was habt ihr getan? Wollt ihr sein und haben, was ihr hofft, worauf ihr harrt, so tut das!“

Über das Zitat stolperte ich, als ich in einem Buchladen wahllos irgendwelche Titel, die auf Tischen lagen, aufschlug und in der Mitte zu lesen anfang. Ich schrieb es mir auf einen Zettel und später auf die Küchentafel. Es war ein gutes Motto für die letzten Tage im Jahr. Mit Kleinigkeiten, wie nicht mehr rauchen zu wollen oder Sport zu treiben, kann man sich nicht abgeben, wenn wirklich wichtige Entscheidungen auf dem Plan stehen. So schrieb ich in ein Notizbuch, das ich mir extra zu diesem Zweck bei Karstadt gekauft hatte, alle meine guten Vorsätze in Form von Lügen, die ich immer schon mal glauben wollte, auf. Lebenslügen zu glauben, kann länger dauern als zwei Wochen und wenn nicht, dann ist es auch egal, dachte ich mir. Das alte Jahr musste nicht geweiht werden, es war dicht und voll und es hätte weiß Gott nichts mehr reingepasst. Lebenslügen:

„Das Glück kann nicht von anderen Menschen, schon gar nicht von Frauen, abhängig sein.“

„Einsam lebt man sehr zufrieden, am schönsten ist das Geldausgeben allein.“

„Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.“

„Das Leben ist schön und Gott hat dich lieb.“

„Man braucht hin und wieder mal Zeiten, in denen man zu sich kommt.“

„Man entdeckt so viele neue Seiten an sich, wenn man alleine lebt.“

„Beziehung ist etwas wunderbares, aber nur, wenn du selbst das Fundament bist und sie obendrauf gebaut wird.“

Das brachte mir pro Notiz ein Prozent ein und am Ende des Tages hatte ich zwar kein Geld mehr im Portemonnaie, dafür aber ein Notizbuch, vier neue CDs und ich war von neun Milchkafee geradezu ekstatisch aufgekratzt und immerhin bei 47% ganz-bei-mir-Quote angelangt.

Das musste so in etwa der Ausgangsstatus vor Holland gewesen sein und mehr kann man nicht verlangen, wenn man von Bier betrunken und mit Fritten und Backfisch abgefüllt wieder aus einer Loopingachterbahn aussteigt, ohne gekotzt zu haben. Man ist froh, wieder den Ausgangsstatus erreicht zu haben. Man schwankt noch ein bisschen, aber man hat wieder festen Boden unter den Füßen.

Zwei Tage später hatte ich immer noch keine Antwort auf meine Briefe von Connie und ich wurde sauer auf sie, zog ihr dafür weitere 5% ab und ging in die Silvesternacht mit einer knappen, aber immerhin mit einer Anteilsmehrheit von 52%. Mehr verlangte ich von dem Jahr 2000 nicht und in tiefer Dankbarkeit goss ich mir mittags um zwölf

einen Sekt ein und prostete mir schon mal zu, nur für den Fall, dass ich dazu um zwölf Uhr in der Nacht nicht mehr in der Lage sein würde. Und das hätte passieren können, denn den Abend verbrachte ich überraschenderweise mit Jochen, meinem Schlagzeugschüler. Er hatte angerufen, um sich so kurz vor Jahresabschluss nochmal zu melden und hatte beiläufig gefragt, was ich eigentlich machen würde.

»Nichts.«

Ich hatte ihm wahrheitsgemäß geantwortet. Paula und ihr Neuer waren irgendwo bei seinem Freundeskreis eingeladen, wie mir Marcel erzählte, als er mich überreden wollte zu ihnen zu kommen. Aber da waren noch vier Freunde und Freundinnen von Judith, die ich nicht kannte und sechs Leute aus der Redaktion von Marcel, die ich ebenfalls nicht kannte. Alles waren wahrscheinlich Paare und ich wollte niemandem mit einem melancholischen Hundeblick auf die Nerven fallen, wenn sie sich um Mitternacht in den Armen lagen oder aus Mitleid auch umarmt und geküsst werden. Das Gefühl der Enge hatte schon von mir Besitz ergriffen, als sie nur die Einladung aussprachen und damit war klar, dass es nicht ging. Also hatte ich beschlossen, nach ‚Dinner for one‘ ein solches einzunehmen und mich danach zur ‚Funky chicken Silvesterparty‘ auf den Weg zu machen. ‚Funky chicken‘ klang ein bisschen wie ‚funny chicken‘ und darauf hatte ich deutlich mehr Lust als auf ein gutes Essen, gute Gespräche und Mitleidsumarmungen.

‚Funny funky chicken‘ klingt wenigstens irgendwie nach der Möglichkeit, einer ebenfalls einsamen Seele einen

guten Sekt spendieren zu können. Dort hatte ich meine Loveparade begonnen, als ich durch die Clubs zog und dort könnte ich gut und passend das Jahr verabschieden, dachte ich mir.

Doch dann war Jochen dazwischengekommen. Wir mochten uns, das war klar, als er zum ersten Mal in meine Stunde kam und das war noch klarer, als ich ihm das ‚FK Allstar‘-Album ausnotiert aufs Pult legte und dabei wissend und nicht ohne Stolz lächelte. Jetzt war es an der Zeit für ihn, sich zu revanchieren und Jochen lud mich zu einer Party nach Ehrenfeld ein. ‚Eine richtige Party‘, wie er mir am Telefon versicherte. Alles Leute aus seiner Stufe und Gewichtsklasse und das hieß jede Menge Neunzehnjährige, die sich hemmungslos betrinken, hemmungslos tanzen, hemmungslos knutschen und mindestens fünf Leute, die gutes Gras dabei haben. Einen DJ hatten sie auch und Jochen versicherte mir, dass ich ‚ja so alt nun auch nicht sei‘ und ich ruhig kommen dürfte. ‚So alt also auch nicht‘, dachte ich mir und beglückwünschte mich dazu, dass ich erst in zehn Tagen Geburtstag hatte und noch allen, die mich fragen würden, erzählen könnte, dass ich dieses Jahr zweiunddreißig geworden war, was immerhin anders klingt, als wenn man schon vierunddreißig ist.

Mit vierunddreißig bist du so gut wie achtunddreißig, also fast vierzig, aber mit zweiunddreißig noch fast Ende zwanzig, wenn auch ganz am Ende von zwanzig. Und Ende zwanzig oder beinahe Anfang zwanzig, wen interessiert das schon an Silvester?

Ich sagte zu und versprach noch ein paar Getränke mitzubringen, was ich dann vergaß, was aber auch nicht nötig

gewesen wäre. Den Tag über freute ich mich auf die bevorstehende Party und bereitete mich vor, wählte mittags schon die passenden Klamotten aus. Jochen würde mich allen herumstehenden Freunden als seinen Schlagzeuglehrer vorstellen und das war besser als derjenige vorgestellt zu werden, der dieses Jahr seine Beziehung in den Teich gesetzt hatte, alleine lebt und verzweifelte Briefe in ein nach Frittenfett riechendes Nachbarland schreibt.

Einen Schlagzeuglehrer befragt man nach Platten, nach Bands, nach Konzerten, nach Singles; einen Single danach, wie es ihm denn jetzt, so ganz alleine gehe und ob er denn nicht doch irgendwann einmal Familie haben wolle. Einen Schlagzeuglehrer bewundert man, einen Single mit fast fünfunddreißig bemitleidet oder verkuppelt man mit der Schwester des Freundes, die auch noch keinen abgekriegt hat.

So ist das Leben eben und das ist nicht schlimm, man muss sich nur entscheiden, was man will oder in dem Moment braucht. Mitleid spendete ich mir aus meinem Wanddosierer täglich genug, Bewunderung hatte ich schon länger nicht mehr ausgekostet. Auch Connie hatte mich nicht bewundert, ich war für die Tage am Meer aber ein idealer Zuhörer und Partner, mit dem man sich nicht einmal im Bett langweilt und das genügte ihr anscheinend, denn ich bekam weder am 31. Dezember, noch am 2. oder 3. Januar oder irgendwann später einen Brief von ihr. Aus den Federn, aus den Händen, aus den Augen, aus dem Sinn.

„It's a cruel cruel world“.

Silvester aber war klasse. Ich ging um 22.30 Uhr auf die Party und hätte nicht gedacht, dass schon so viel los sein könnte. Neunzehn ist ein schwieriges Alter und wenn man zu früh kommt, muss man warten, bis man mindestens zwanzig ist, ein ganzes Jahr, um wieder cool sein zu können. Also kommt man kurz vor knapp oder kurz danach oder kurz bevor die Augen vor Müdigkeit zuklappen, so gegen 1.00 Uhr und sagt, dass man es vorher nicht geschafft hätte, die anderen Einladungen und so. Dann muss man Tabletten einnehmen, um den Rest des Abends so zu tun, als sei man wach. So war es jedenfalls bei uns gewesen und daran erinnerte ich mich noch und hatte wirklich keine großen Erwartungen an mein Kommen.

Als ich in den Raum eintrat, fiel ich um. Es waren mehr als hundert Leute da, mindestens zehn Frauen tanzten bereits und das hieß, dass es nur noch eine halbe Stunde dauern konnte, bis sich auch die ersten Jungs auf die Tanzfläche trauen würden. Die Zwischenzeit würden sie an der Bar verbringen und sich mit Jägermeister auf Eis sechs Zentimeter Mut an- und zwölf völlig reale Befürchtungen wegtrinken. Jungen tanzen einfach furchtbar, ich bin da keine Ausnahme und die, die ich an dem Abend zu sehen bekam, bestätigten es auch. Jochen stellte mich den herumstehenden Typen an der Theke tatsächlich als seinen Schlagzeuglehrer und nicht als einen einsamen und grau werdenden Single vor und nach dem ersten Wodka Lemon ging ich auf die Tanzfläche, man muss jungen Leuten manchmal etwas Starthilfe geben, selbst wenn sie noch kein Auto haben.

Ich tanzte mit geschlossenen Augen und gut und gerne eine Stunde, als Jochen mich plötzlich von hinten an den Schultern anfasste und mir ins Ohr brüllte, ich solle nochmal mit zur Theke kommen. Bis dahin hatte der DJ seinen Job ernst genommen und verdammt, wirklich verdammt gute Sachen aufgelegt und gemixt. Sie wachsen halt mit platten Fingerkuppen auf, damit sie die Teller besser drehen können und sie hören nur auf einem Ohr und zwar auf dem, das sie an die Muschel des Kopfhörers legen. Jochen spendierte mir eine Caipirinha und ging auf Toilette, als er mich einem Mädchel vorgestellt hatte, die auch an der Theke stand. Es ist manchmal gut, wenn sich alte Riten auch in jüngere Generationen fortpflanzen.

»Hi«, sagte sie.

»Hi«, sagte auch ich, denn mehr weiß ich meistens schon nicht mehr, wenn ich außerhalb von Holland Fischen gehe.

»Ich hab dir die ganze Zeit beim Tanzen zugeschaut«, sagte sie.

»Ich hab dich leider nicht tanzen sehen, ich hatte nämlich die ganze Zeit die Augen zu«, sagte ich und wer nämlich mit ‚h‘ schreibt ist dämlich.

Aber auch der ist dämlich, der dämliches Zeug von sich gibt. Zum Glück gab nicht nur ich dämliches Zeug von mir, sie auch. Erst sagte sie, dass ich gut tanzen könne, was definitiv hemmungslos gelogen ist und dann sagte sie, dass ich also der Schlagzeuglehrer von Jochen sei, was sie definitiv wusste und was man mir nicht sagen musste, ich wusste es auch.

Aber es war schön, so wie es war. Wir sagten nichts und redeten ununterbrochen und sie war ziemlich hübsch und ich war ziemlich zufrieden und irgendwann betrunken und abgelenkt und kein Stück sentimental.

Als der Himmel hell wurde und bunt, küssten wir uns und später tanzten und tranken wir weiter und als der Himmel wieder hell wurde, bin ich irgendwann nach Hause gefahren, wie, weiß ich nicht mehr so genau.

## Am Frühstückstisch Zwei

Ich hab nur eine Frage,  
ob jemand bei mir bleibt  
und frage alle Tage jeden gleich.  
Mir scheint, ich bin ganz gern allein,  
sonst müsste ich doch klüger sein  
und müsste einfach schweigen,  
anstatt sie zu vertreiben.  
(Annette Berr)

**A**ls ich erwachte, kam mir alles gleich so unbekannt vor, das Bett hatte ein anderes Bettzeug und einen Schrank hatte ich auch noch nie besessen. Neben mir lag die Frau von gestern und schlief wahrscheinlich ihr Gesicht faltig, aber es war von den braunen Haaren verdeckt und ich überlegte gerade, wie ich, ohne sie zu stören, aus dem Bett kommen konnte, als sie die Augen aufschlug. Sie sah müde aus, lachte nicht und ich wusste, dass das genau der Moment ist, in dem man anbietet, Brötchen zu holen oder irgendetwas davon murmelt, dass es schon spät sei, dass man ja den ganzen Morgen verschlafen habe und jetzt unbedingt aufstehen und nach Hause gehen müsse, man sei schließlich zum Neujahrsfrühstück verabredet und die gezuckerten Kränze würden schon bereit stehen. Sie war es dann, die aufstand und Brötchen holen ging. Als sie aufstand, sah ich sie nackt, sie hatte einen schönen Körper, so wie viele junge Frauen einen schönen Körper haben und ich ekelte mich ein bisschen beim Anblick und ging duschen.

Während mir das heiße Wasser über den Kopf lief, dachte ich wahrscheinlich das Gleiche wie sie und begrüßte die Einsamkeit wie einen guten Freund. Sie kam wieder und hatte an einem Kiosk aufgebackene Brötchen besorgt und ich hatte in der Zwischenzeit Marmelade und Käse auf den Tisch gestellt. Kaffee hatte ich auch gekocht, aber sie sagte, dass sie morgens immer Tee tränke und setzte den Kessel mit Wasser auf den Herd. Ich hatte Schwierigkeiten mich zu bewegen, ich wusste nicht so recht wohin mit meinen Armen und kratzte mir dauernd den Nacken, obwohl er nicht juckte.

Wir wiederholten, dass es eine tolle Party gewesen war und das die Party, auf der wir gewesen waren, toll war. Irgendwann ging uns der Gesprächsstoff aus und ich sagte, dass ich jetzt gehen müsse.

»War nett, dich kennen gelernt zu haben«, sagte sie und stand nicht auf, gab mir nicht die Hand, umarmte mich nicht und schrieb mir nicht ihre Nummer auf.

»War schön, dich kennen gelernt zu haben«, sagte auch ich und als ich aus der Tür war, holte ich tief Luft und merkte, dass ich sie ungefähr für zwei Stunden lang angehalten hatte.

Dann ging ich auf die Straße, schaute mich um, erkannte von weitem den McDonald's auf der Venloer Straße und wusste, dass ich immer noch in Ehrenfeld war. Das war also meine Eroberung, ich hatte es mir irgendwie anders ausgemalt, als ich mich damals auf meine Loveparade vorbereitet hatte, als ich Klamotten gekauft hatte, um Frauen wie sie für mich interessieren zu können. Damals suchte ich eine Loveparade, die es dann doch nicht gab.

Jetzt wusste ich, dass es weitere nicht geben musste, weder in Berlin, noch in Köln und ich wusste, dass eine Parade immer etwas militärisches ist und demnach mit Krieg zu tun hat. Krieg gegen sich selbst, gegen Frauen oder einfach gegen die Langeweile, vielleicht aber auch einfach nur gegen Namen von anderen.

Ich hatte meinen One Night Stand nicht mitbekommen, vielleicht sogar verschlafen und deswegen annullierte ich ihn sofort, so wie man eine Ehe annullieren lassen kann, die nicht vollzogen wurde. Danach ging es mir wieder besser und ich fuhr nach Hause, setzte mich auf meinen Kunstrasenbalkon und rauchte. Dann ging ich in die Küche und schrieb ‚du bist kein Betrüger‘ als Motto für die kommende Woche an meine Küchentafel, um mir ein bisschen Mut zu machen. Judith rief an.

»Kommst du heute noch vorbei?«

»Klar komme ich, bin schon auf dem Weg.«

»Nee, lass uns doch am Schokoladenmuseum treffen, wir wollen einen Neujahrsspaziergang am Rhein entlang machen.«

Endlich wieder über dreißig, dachte ich mir, als ich aufgelegt hatte.

## Zuhause Zwei

Ich mal ein Schild  
für meine Tür  
»Kein Eintritt«  
denn ich bin heut hier,  
Zuhause.  
(Rio Reiser)

**D**as war es dann, das alte Jahr, und das neue begann ruhig und anonym als einer unter Zehntausend, die am Rhein entlang laufen, wenn es an einem freien Tag das Wetter zulässt. Was kann man tun, wenn einem die geballte Kraft einer winterlichen Melancholie auf die Schultern klopft und einen unangekündigten Besuch abstattet?

Was kann man tun, wenn man wirklich probiert hat sich zu verlieben, wenn es sogar gelungen ist und wenn es dann doch nichts wird? Wie oft passiert das überhaupt in einem Leben? Wie viel muss man trinken, um es zu vergessen? Wie viel Disziplin braucht man, um es nicht zu erzwingen? Wie weit kann man zurückgehen, wie weit kann man sich vorwagen, ohne einen nächsten Schaden am Kotflügel zu erleiden?

Neuer Lack kostet Zeit und Geld und man ist eine Zeit lang nicht fahrtüchtig. Am schlimmsten sind Totalschäden, dafür gibt es keine Überbrückungskabel. Ich überbrückte die Zeit.

Zuerst versuchte ich es mit den Cafés, die ich kannte, und in denen ich im vergangenen Jahr immer gegessen hatte. Dann merkte ich, dass das Publikum im neuen Jahr schö-

ner und fröhlicher geworden war und ich fühlte mich nicht mehr dazugehörend. Es verstärkte die Mauer, die zwischen drinnen und draußen war. Ich wurde wütend auf die anderen, fühlte mich von irgendjemandem betrogen und fand alle affektiert. Sammeln. Ich dachte erst einmal nach. Nicht behutsam, sondern laut und heftig. Heraus kam Stille und die Zurückgezogenheit und die Wut auf alles und nichts und ein kleines bisschen Einsamkeit und manchmal auch ein kleines bisschen mehr.

»Darf es ein bisschen mehr sein?«

»Nein, hundert Gramm sind wirklich genug für eine Person, glaube ich, weiß ich aber nicht genau.«

»Na, sie müssen sich schon entscheiden, mein Herr.«

Ich entschied mich dafür, mich nicht entscheiden zu müssen und das war die richtige Entscheidung. So machte ich die Therme an, heizte mir ein, und verließ die Wohnung nur, um neue Lebensmittel einzukaufen, Schlagzeugschüler abzuwickeln und neue Bücher zu besorgen. Manchmal sind Konstrukte hilfreicher als die Realität und Bücher schöner als das, was übrig bleibt, wenn man es zugeklappt hat und wieder vor die Tür muss. Von Connie hörte, sah und las und SMSte ich nichts. Paula hing wahrscheinlich gerade, sich nur mit den Fingerkuppen festhaltend, an einer Übungskletterwand und die Frau, mit der ich Silvester verbracht hatte, kochte wahrscheinlich gerade Tee, als ich mir einen schönen dicken Schinken aus dem Buchhandel mitbrachte, Kaffee aufsetzte, und damit das Motto der kommenden Tage einläutete.

„Schock deine Eltern und lies ein Buch.“ So hieß eine Kampagne des Buchhandels, bevor Harry Potter in einer

alten Dampflokomotive einfuhr und alle ICEs der Kinderbücher überholte. Ein Plagiat, kein Motto. Ich strich es zunächst durch, wischte es dann endgültig aus.

„Erhol dich selbst und lies noch mehr.“ So stand es auf meiner Tafel und es schien mir das richtige Mittel zu sein, um der Welt gleichzeitig zu entfliehen und eine Menge über sie lernen zu können.

Nach Ekstase kommt Askese, so wie auf Sonne immer Regen folgt und plötzlich war es Februar, der immer folgt, wenn der Januar vorbei ist. Rar hatte ich mich gemacht, einen Monat lang geprobt, wie es sich als semantischer Eremit leben lässt. Dann hatte ich 82% angesammelt und fühlte mich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder stark. Ich hatte mir nicht viel vorgenommen für das neue Jahr und so konnte ich keine Versprechen brechen und bekam kein schlechtes Gefühl oder Gewissen. Ein paar kleine Lügen leben, nichts Großartiges. Ich bemühte mich zu glauben, dass Gott mich lieb hat und gab mein Geld alleine aus, um neue Seiten an mir kennen zu lernen, im Baumarkt mein Fundament zu zementieren und mich nicht von Frauen abhängig zu machen. Völlig unabhängig schrieb ich einen bitteren und deutlichen Abschiedsbrief an Connie. Das waren die Abschlusszeilen:

„Rock the Caspar, hang the DJ and shave the queen.“

Alles gute Musikstücke, alles starke Worte. „Shave the queen“ fand ich als Metapher klasse und freute mich darüber, dass es mir eingefallen war. Zuerst hatte ich das geschrieben: „You can win, if you want, if you want it , you can win.“

Doch es war mit einer Bewegung der Maus und mit einem zarten Druck auf die ‚Entf‘-Taste noch gerade rechtzeitig vom Bildschirm verschwunden und ersetzt, ehe der Drucker nach Erreichen der Betriebstemperatur die Seiten ausspuckte. Genau das war der Unterschied zwischen einem Abschieds- und einem Anbieterbrief. Erschöpft kroch ich zurück an meinen Küchentisch, legte eine gute alte House CD ein, drehte den Verstärker auf 11 und machte eine Flasche Bier auf. Das Klopfen an meiner Tür hörte ich nicht, den Zettel fand ich erst am nächsten Tag, und wenigstens für einen Moment erreichte ich das, was in den Büchern junger Autoren bis zum Erbrechen zelebriert wird. Lauter coole Typen, schmeißen sich Ecstasy rein, betrinken sich, hängen rum, erleben chemisch verhüllt das Nichts, aber das unheimlich intensiv, stellen keine Fragen, hören nicht mehr zu, weil sie sich die Ohren mit furchtbar lautem Elektromüll zugestopft haben und genügen sich selbst im Nebel und im Rausch der pulsierenden Großstadt. Szene. So ein Buch hatte ich gelesen. Ungelogen. Nach zwanzig Minuten wurde mir die Musik zu laut.

»Wer will das Lesen, wer glaubt den Scheiß, wer kann so viel Müll ertragen«, fragte ich in einem Telefonat Judith, die mir das Buch empfohlen hatte.

»Mein Gott, bist du schlecht drauf«, antwortete sie in den Hörer, der uns trennte.

»Ich bin nicht schlecht drauf, ich habe es nur satt, dass so getan wird, als sei das irgendwie echt, als beträfe das überhaupt irgendwen und als interessiere das irgendjemanden.

Und dann ist die Sprache so gewollt temporeich, so kurz, so cool, so erfunden.«

Ich hörte sie am anderen Ende schwer atmen. Vielleicht waren das schon die Wehen, vielleicht war es aber auch nur die ungewohnte Situation, dass ich ein Buch total daneben fand und sie es vergötterte, vielleicht war es auch nur die Last meiner Erkenntnis.

»Das interessiert viele! Es ist sogar ein echter Hype. Er hat zwanzigtausend davon verkauft, es muss also Leute interessieren.«

»Aber es ist Schrott! So geht es nirgendwo zu oder vielleicht bei vier Prozent der Leute, der ganze Rest lebt nicht in dem Tempo, bewegt sich nicht auf einem Berg von Koks und Kondomen. Was soll das also? Die meisten Leute leben völlig normal, das Leben ist langsam, die Katastrophen sind vorprogrammiert und geschehen nicht plötzlich. Sie nehmen keine Drogen, sie versuchen sich sogar das Rauchen abzugewöhnen und gehen irgendeiner Art von geregelter Arbeit nach.«

»Aber das ist Mittelmaß, das interessiert doch keinen, es ist doch viel spannender, was er schreibt und zu sagen hat. Was willst du denn über so eine Art Leben schreiben?«

Ich wusste wirklich nicht, was er zu sagen hatte, mit mir hatte er nicht gesprochen, ich hatte überhaupt recht wenig gesprochen.

»Scheiße! Dann sind wir eben alle mittelmäßig. Und unsere Modelle sind es auch. Ihr mit eurem Ehemodell und ich mit meinem Singleleben. Aber Mittelmaß ist nicht langweilig und das hat was damit zu tun, dass man gelernt hat, Maß zu halten. Das ist interessant. Wie macht man

Maß zu halten. Das ist interessant. Wie macht man das? Wie hält man es aus? Wie erlernt man das? Das ist interessant und nicht die ausgefransten Ränder mit den Chemikern und den Psychos zu betrachten, die Drogen nehmen und rumballern und für die PC-Spiele eine reale Welt geworden sind. Pixelpark statt Stadtwald. Das ist daneben. Die sind nur blöd und sonst nichts. Die sind nicht einmal Mittelmaß, die sind ganz am Rande, am Ende, egal von welcher Seite du anfängst oder hinschaust. Darüber dürfte höchstens einmal alle zehn Jahre ein Buch geschrieben werden. Alle anderen müssten geschrieben werden, um unsere Fragen zu klären, um uns zu helfen und nicht, um uns Glauben zu machen, dass wir öde und schon tot sind.«

Ich war froh, dass ich mal wieder mit jemandem sprechen konnte.

»Aber was würdest du über unser Leben in der Großstadt sagen und schreiben können? Vielleicht ist das wirklich nicht so spannend, was wir machen.«

»Doch ist es. Man könnte darüber tonnenweise Romane schreiben und wichtige Erkenntnisse verbreiten. Zum Beispiel, dass es total egal ist, ob du in einer Stadt lebst oder auf dem Land, dass man für das gleiche langweilige Leben nur mehr Miete bezahlt und dass Drogen dich verblöden und das ist ohne Wiederkehr.«

Sie dachte nach, ich sah sie vor mir, die Augen auf den Kieselsteinboden ihrer Auslegeware geheftet und das Gehirn im Positronenemissionstomogramm ganz rot, ganz aufgeregt, ganz angeregt.

»Aber in einem Buch muss etwas stehen, was nicht normal ist, was Grenzen überschreitet.«

»Zu heiraten ist Grenzüberwindung genug, wenn du mich fragst.«

»Jetzt wirst du gemein, Mike.«

Das stimmte.

»Entschuldigung, es war nicht so gemeint. Aber normal zu sein, normal zu leben, mittelmäßig und gutbürgerlich zu essen, das ist eine Herausforderung. Wer das noch nicht begriffen hat, der hat sich nicht im Spiegel angeschaut. Das ist Rätsel und Grenze genug, für mich jedenfalls.«

»Mike, hast du eigentlich heimlich Houellebecq gelesen oder fehlt dir nur ein bisschen Sex?«

»Jetzt wirst du gemein.«

Und auch das stimmte, es stimmte alles, was sie sagte. Ja, ich hatte Houellebecq gelesen, aber es hatte mich kalt gelassen, er sagte mir nichts Neues und wahrscheinlich fehlten ihm und mir auch ein bisschen Sex.

»Ich brauche keine Ausweitung der Kampfzone, um so zu denken. Der tägliche Wetterbericht und nur drei Stunden Tageslicht reichen vollkommen aus, um selber auf solche Ideen zukommen.«

»Ich glaube, du brauchst eine Sonnenbank und eine Frau oder eine Frau auf einer Sonnenbank, Mike.«

Eine gelungene Fantasie, fand ich, aber keine Hilfe. Fehlender Sex ist bedrohlich. Aber Sex wird überbewertet. Darum geht es nicht, darum kann es nicht gehen. Sex ist ein kurzer Zustand und erleichtert nicht das Erleben des Lebens, das in den anderen 23½ Stunden ansteht. Aber

immerhin erlebten andere eine besondere halbe Stunde am Tag. Was ich erlebte, war eine Ausweitung der erogenen Zone, kampfflos. Meine erogene Zone weitete sich zu einer erogenen Aura aus und es reichte, neben einer schöner Frau an der Kasse eines Lebensmittelsupermarktes zu stehen, um irritiert nach Hause zu gehen und mich zu fragen, was dieses sexuelle Erlebnis wohl für die nächsten 23½ Stunden zu bedeuten hatte. Eine Berührung erschien wie eine nicht mehr zu bewältigende Intimität. Vorzeitiger Samenerguss beim Berühren der Haare oder beim flüchtigen aneinander Vorbeigehen in einer Kinoschlange. Ich fühlte mich unverstanden und einsam. Plötzlich erschien mir unsere ganze Generation missverstanden, einsam und missachtet.

»Judith?«

»Ja?«

»Wir sind vergessene Modelle in einer vergessenen Generation, völlig unbeachtet, medial nicht verwertet, wusstest du das?«

»Wie meinst du das?«

»Wir sind aus VIVA 2 und Einslive als Zielgruppe rausgeflogen, für Quenty forty sind wir zu jung, für Drogen zu abgeklärt und feige und für einen BMW Roadster viel zu arm. Und geschrieben werden Bücher von Neunzehnjährigen für Neunzehnjährige mit Fragen und Erkenntnissen von Neunzehnjährigen.«

»Hey...Mike?«

»Ja?«

»Sei nicht so traurig. Muss ich mir Sorgen machen?«

»Nee, musst du nicht.«

»Ich glaub, du brauchst etwas Schönes. Du könntest mal wieder was romantisches lesen - ich schenke dir ein Abo für eine Bastei Lübbe Serie.«

Sie musste selber lachen.

»Das mein ich ja, wir sind vergessen worden. Für uns schreibt man langweilige Heftchen und dreht langweilige deutsche Filmkomödien, in denen am Ende unlustiger Turbulenzen doch alle jemanden finden und wahre Liebe gewinnt. Nur so ist es eben nicht und deswegen kann man das auch nicht gucken, wenn man sich selbst noch für fünf Minuten am Tag ernst nimmt.«

Ich bereitete mich auf weitere Gedanken vor. Zigarette und Feuer, die Freunde der Gedanken.

»Ehrlich gesagt hab ich eigentlich keine Lust mehr auf den Deprikras. Das macht echt keinen Spaß heute, sich mit dir zu unterhalten.«

So weit war es also schon mit der beginnenden Entfremdung. Ein Monat hatte ausgereicht. Erkenntnisse, die wir früher geteilt und diskutiert hätten, wurden durch die Glückshormone unwichtig, unwirklich und unheimlich. Vielleicht darf man das nicht mehr zulassen, wenn man ein Kind bekommt, vielleicht muss man dann zeitweise aufhören zu denken und ganz Gefühl werden.

»Aber mal zum Thema Schenken. Wo hast du eigentlich an deinem Geburtstag gesteckt, wir haben pausenlos versucht bei dir anzurufen, aber du bist nicht drangegangen und auch dein Handy war nicht an. Wir hätten gerne mit dir gefeiert.«

Das kommt dabei heraus, wenn Themen abrupt gewechselt werden und das hatte sie und alles andere hätten sie gerne gehabt, hatte ich aber nicht gewollt. Geschenke wollte ich auch nicht haben. Ich wollte an meinem ersten Geburtstag absolut niemanden um mich herum haben, der mich an meinen letzten Geburtstag erinnert hätte.

Wenn man jeden Feiertag einmal alleine erlebt hat, dann ist der nächste nicht mehr schlimm, dann kennt man ihn, dann weiß man, wie es sich anfühlt und kann wieder normal feiern - danach. Also war ich geflohen und hatte Jochen angerufen, ich war ihm noch etwas schuldig für die Silvesterrettung und ich wollte mich revanchieren. Er hatte sich aber schon verabredet, ich war zu spät, und er ging an dem Abend in eine Studentendisco in der Innenstadt. Ich sollte einfach mitkommen, hatte er vorgeschlagen, ich könne ja eine Runde ausgeben, es sei Sekttag und da sei es nicht so teuer. Meine sechs Einwände wischte er jeweils einfach weg und auch mein stärkstes Argument, dass ich kein Student mehr sei, dass ich dort gar nicht mehr reinkäme und viel zu alt wäre, ließ er nicht gelten. Sie seien zu dritt, Jochen im Schlepptau von zwei Frauen. Mit ihnen an meiner Seite sei das gar kein Problem, und einzeln würden sie auch ‚ältere‘ reinlassen, nur im Pulk nicht.

»Überredet«, hatte ich in den Hörer gesagt, ganz alleine wollte ich nicht bleiben, denn wenn ich in der Wohnung geblieben wäre, hätte ich doch jedes Telefonat angenommen. Vielleicht, weil ich insgeheim gehofft hätte, dass Connie sich melden würde. Aber ich war mir nicht sicher, ob sie überhaupt mein Geburtsdatum wusste. Vielleicht,

weil ich gehofft hätte, dass Paula sich meldet, sie kannte mein Geburtsdatum auf jeden Fall.

Jochen und die zwei Mädels, die sich mir als Kathrin und Miriam vorstellten, warteten vor dem Laden auf mich. Es war noch früh und so war die Schlange noch nicht sehr lang. Jochen grinste, als er mich sah und ich wusste nicht, was es bedeutete. Er umarmte mich kurz, sagte ‚Glückwunsch, Alter‘ und die Mädels gaben mir artig die Hand. Dann wurde es spannend aber man ließ mich ohne Erklärungen rein. Innen wurde ein Jugendfilm gezeigt, den ich noch gut kannte und ich fühlte mich wie in einem gemütlichen Kinossessel beim Anschauen von ‚Crazy‘. Der Sekt war süß, klebrig und billig, so wie Jugendliche ihn trinken und die Musik war laut.

Das Licht war bunt und die Leute überdreht, standen in Gruppen, guckten ständig zum Eingang und waren stark auf ihre Bewegungen konzentriert. Die Jungen lachten zu auffällig und zu laut und manchmal verschwanden zwei Mädels zeitgleich auf die Toilette, um die schwarzen Striche um die Augen nachzuzeichnen, die ihnen diesen jungfräulich morbiden Charme verliehen. Als ich mich zwischendrin auf der Herrentoilette erleichterte, stand ein höchstens achtzehnjähriger Junge vor dem Spiegel und übte ‚Rüberschauen‘. Er studierte dabei sein Gesicht und seine Wirkung auf sich selbst. Jochen war irgendwie wirklich relaxter, aber das lag auch daran, dass er im guten Durchschnitt lag und in guter Begleitung war. Von den Mädels, die tanzten, waren einige dabei, die auch ein sehbehinderter Türsteher nicht ernsthaft für achtzehn halten konnte und ich fühlte mich alt. Hätte man mich angespro-

chen, hätte ich einfach auf eine der Tanzenden gezeigt und gesagt, dass ich der Vater sei und mal wissen wolle, wo sie sich so abends herumtreibe und ob der Laden auch meinen Vorstellungen von jugendgerechter Erquickung entspräche. Leider sprach mich niemand an und so blieb es ein imaginärer Dialog zwischen mir und einer Frau in mir. Irgendwann schminkte ich mir ab, etwas besonderes in dem Laden sein zu wollen oder zu sein und genoss den Sekt, die Musik und tanzte. Ich hielt unsere Vierergruppe weitestgehend frei und das verschaffte mir Respekt bei Kathrin und Miriam. Irgendwann fragte mich Jochen, wie ich eigentlich die Silvesterparty gefunden hätte und ich versuchte an seinen Augen abzulesen, was er wusste.

Er wusste alles, das sah ich sofort, er würde nicht bohren, das sah ich auch, dafür kannte ich ihn mittlerweile gut genug. Also erzählte ich ihm, dass die Party große Klasse gewesen sei und erzählte von dem überraschenden Aufwachen neben einer dunkelhaarigen Frau und dem merkwürdigen und schweigsamen Neujahrsfrühstück. Er lachte nur.

»Mach dir keine Sorgen, das ist typisch für Claudia. Sie besäuft sich und sucht sich einen anderen wehrlosen Bessoffenen und dann passiert nichts und sie ist wieder für eine Woche schlecht gefusselt, weil sie keinen Freund hat.«

Claudia, so hieß sie also. Die Wege zur Erkenntnis dauern manchmal länger und um dem Schicksal einen Namen geben zu können, muss man manchmal Geburtstag haben. Es erleichterte mich zu hören, dass auch andere, mit anderen Methoden, zu einem beeindruckenden Misserfolg

gelangten. Ich sagte ihm, dass es nun wirklich nicht meine Absicht gewesen war Claudia in eine Neujahrsdepression zu treiben und dass ich wirklich nicht wusste, was in der Nacht geschehen war.

»Weiß sie auch nicht mehr«, sagte er und auch das beruhigte mich; »kann also nicht so berauschend gewesen sein«, setzte er nach und das verletzte mich.

Mein männlicher Stolz war an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag nicht unbedingt genauso alt geworden. Dann wurde mir Jochen wieder entrissen. Miriam interessierte sich mehr als deutlich für ihn, sie nahm ihn in Beschlag, hing an seinen Lippen, lachte über alles, was in Ansätzen zum Schmunzeln geeignet war und zog ihn systematisch mit den Augen aus.

„Fang mal mit den Turnschuhen an“, schoss es mir durch den Kopf, aber weiter verfolgte ich es nicht, es kam mir zu bekannt vor und eigentlich beneidete ich Jochen. Zwei gegen einen ist feige. Kathrin tanzte die meiste Zeit und wenn sie zurück kam, um sich zu erholen, erhielt sie von mir ein frisches Glas mit frischem Sekt, so wie Marathonläufer bei der Verpflegungsstation immer einen Schwamm und einen Becher mit isotonischen Getränken bekommen. Aus Dankbarkeit oder einfach, weil sie eine nette Frau war, unterhielt sie sich mit mir und mir fiel auf, dass sie feine Haare im Nacken hatte und ein makelloses Schlüsselbein. Das war wahr und schön und gut und ich genoss es. Das war Ausdruck dafür, dass ich auf dem Weg der Genesung war. Ich war auch lang genug Lungen- und Herzkrank gewesen und hatte viel Zeit auf meinem Zauberberg verbracht und mich askuriert.

Davos ist eine Disco.

Am nächsten Morgen hatte ich vibrierend mein Band abgehört und mich dabei auf mein Bett gelegt, rein prophylaktisch, um vorbereitet zu sein auf eine emotionale Apokalypse beim Klang einer vertrauten Stimme. Meine Mutter war zweimal dran, Marcel und Judith noch öfter, ein paar andere Freunde und ein oder zwei Schlagzeugschüler. Manche wurden in der Mitte ihrer freundlichen Grüße von meinem Band abgewürgt. Einige hatten daraufhin nicht klein beigegeben, sondern sofort wieder angerufen und einfach mitten im Satz weitergesprochen. Mit der Unterbrechung und dem Zwischenspiel der elektronischen Stimme, die Datum und Uhrzeit des Anrufes verkündete, erschien es irgendwie unwirklich. Am Ende hatte ich teilweise erleichtert und teilweise enttäuscht auf die Löschtaste gedrückt, drei Sekunden lang.

»Ihre Anrufe wurden gelöscht«, sagte die einzige Frauenstimme, die mir nicht gratulierte.

# Im Krankenhaus

Dies ist der Ort wo nichts gedeiht,  
hier herrscht adretter Schrecken.  
(Ein Mann gibt Auskunft)

Der Anruf kam völlig überraschend. Jedenfalls hatte ich nicht damit gerechnet, weil ich vorher nichts mehr mitbekommen hatte. Marcel rief mich an, als ich in einer Stunde steckte und ein ziemlich hoffnungsloser Fall versuchte die Arm- und Beinbewegungen so zu koordinieren, dass etwas entstand, was man als Rhythmus hätte bezeichnen können. Hätte man die Beats aufgezeichnet, ausgedruckt und einem Kardiologen zur Auswertung übergeben, dann wäre Thorsten an Ort und Stelle abgeholt und mit einem Hubschrauber ins Herzzentrum nach Hannover geflogen worden. So weit kam es aber nicht, ich war derjenige, der ins Krankenhaus musste. Marcel hatte mich auf dem Handy erreicht und völlig überglücklich rumgestammelt.

»Mike, halt dich fest. Das Kind ist da. Ich bin Vater. Judith hat gestern Tobias zur Welt gebracht.«

»Wo seid ihr?«

»Im Krankenhaus, aber es ist alles in Ordnung. Er ist unglaublich, ein Riesenbaby.«

Dann warf er mir noch ein paar Daten an den Kopf, mit denen ich nicht so viel anfangen konnte, jedenfalls reichte mein Wissen nicht aus, um zu unterscheiden ob es ein Riesenbaby ist oder sich um eine Mikrobe handelt. Drei

Dinge gingen mir in einer Parallelverarbeitung durch Kopf und Herz.

Ich freute mich für die drei, freute mich wirklich darüber, dass alle gesund waren. Ich war stinksauer, weil er mir erst einen Tag später Bescheid sagte, als alles vorbei war und ich bekam sofort eine enorme Angst weil damit klar war, dass eine neue Epoche angebrochen hatte.

Die Epoche Judith, Marcel, Tobias. Eigentlich waren es sogar vier Sachen, die mir durch den Kopf gingen. Ich hörte nämlich zum ersten Mal den Namen Tobias und war gleichermaßen erschrocken und verlegen. Wir hatten nie über den Namen gesprochen, ich wusste nicht einmal, ob sie vorher schon wussten, ob es ein Mädchen oder ein Junge werden würde, ich hatte mich nicht einmal mehr über den Verlauf des Vorbereitungskurses erkundigt und ich sagte es dreimal laut zu mir selbst, damit ich merkte, dass es auch so war.

»Du bist ein ignorant, selbstgefälliges Arschloch, Mike, ein ignorant und selbstgefälliges und selbstgefälliges und ignorant Arschloch, jawohl, Arschloch.«

Dann glaubte ich es und ich trauerte der Möglichkeit nach, mich vorher dafür interessiert zu haben. Jetzt gab es kein Zurück mehr und Politiker fielen mir ein, die immer nach vorne schauen, wenn sie vorher ein Jahr lang nur Fehler gemacht haben und trotzdem nicht abdanken wollen. Ich beschloss in dem Moment ein absolut wunderbarer Onkel für das Kind zu werden und damit war es mir ernst. Sekunden später saß ich auch schon in einem Taxi, hatte keine Blumen, keine Spieluhr und keine Idee und zehn Minuten später ging ich durch die Eingangstür eines

Krankenhauses und wusste sofort, warum ich Krankenhäuser nicht mochte. In der Eingangshalle saßen bleiche Gestalten an eine Zigarette geklammert und an einem Tropf angeschlossen und verbreiteten die Aura des Abschieds vom Leben.

Sie hatten graue und fahle Gesichter und Bademäntel an. Eigentlich dürfte man Kinder nicht an einem so trostlosen Ort auf die Welt bringen, sie sollten in einem schönen Salon im Phantasialand das Licht der Welt erblicken, dann sehen sie sofort Menschen, die Zuckerwatte und Würstchen essen, Arm in Arm herumschlendern und strahlen. So sehen sie morbide Gestalten, Falten und sterile Tücher und das kostet später dreißigtausend Mark Analyse. Ich fragte mich durch und stand vor der Wöchnerinnenstation, die nur eine Etage oberhalb der Intensivstation lag. Hoffentlich hören die Kinder nichts von dem, was unter ihnen vor sich geht, dachte ich. Dann dachte ich darüber nach, wer sich eigentlich den unpassenden Ausdruck ‚Wöchnerin‘ hat einfallen lassen. Sie liegen da nicht eine Woche, sie kriegen ein Kind nicht eine Woche lang, nichts deutet auf den zeitlichen Bezug hin. Das Ende der sprachlichen Klärung.

Dann stand ich plötzlich vor einer Zimmertür, zu der mich eine mäßig aussehende Krankenschwester geschickt hatte, und traute mich gar nicht anzuklopfen, es erschien mir wie ein Hausfriedensbruch, wie ein unbefugtes Betreten eines Geländes oder das Fußballspielen auf dem Rasen vor dem Wohnhaus. Ich war nervös. Ich klopfte an, ich ging rein, schloss die Augen und sagte erst einmal, ohne zu schauen wer in dem Raum war, was ich zu sagen hatte:

»Ich bin ein ignorantes und selbstgefälliges Arschloch, Tobias. Tut mir leid.«

Ich hörte das Lachen von Marcel und Judith und ein ‚Pssst‘ von irgendwem. Bis dahin wusste ich nicht, dass Kinder schon mit zwölf Stunden das Sprachzentrum voll entwickelt haben und man in ihrer Gegenwart keine Schimpfwörter verwenden darf. Vielleicht schlief aber auch nur jemand, den ich nicht aufwecken sollte.

Ich machte die Augen auf und erschrak. Es waren drei Betten in dem Zimmer, in jedem Bett lag eine Frau, im mittleren Bett lag Judith, vor jedem Bett stand eine Art Aquarium, in dem in Decken eingehüllt jeweils ein kleines und runzeliges Baby lag. Viel von ihnen konnte man nicht sehen, sie waren eingepackt als ginge es auf eine Polarexpedition, sie hatten Mützen und Handschuhe an, die Decken waren fest um sie herum gewickelt und nur das runzelige Gesicht war zu sehen, die Augen fest geschlossen. Noch mehr erschrak ich, als ich Judith genau anschaute. Sie sah schlechter aus als ich sie je gesehen hatte, sie sah aus als hätte sie Tuberkulose, AIDS oder einen schweren Tumor. Sie hatte Ränder unter den Augen, die Haut war fahl und sie wirkte total erschöpft. Vorsichtig ging ich zu ihrem Bett und wusste nicht, ob ich mich darauf setzen durfte, wusste nicht, ob ich sie umarmen durfte oder ob sie dann zerbrechen würde, wusste nicht, was ich tun sollte. Sie nahm mir die Entscheidung ab; es gibt diese merkwürdige Gewissheit bei jungen Müttern, dass sie von nun an jedem Mann jeden Schritt erklären müssen.

»Du darfst mich ruhig umarmen und mir gratulieren«, sagte sie und fing mit meiner Unterweisung schon mal an. Ich beugte mich zu ihr runter und hielt sie vorsichtig fest.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte ich und drückte ihr einen Kuss auf die Wange.

»Danke«, sagte sie, »schön, dass du sofort gekommen bist.«

»Ist doch klar, ist doch Ehrensache.«

Ich war noch nicht fertig mit ihr, es war alles zu ungewohnt, die Situation, das Zimmer, der süßliche Geruch, die beiden anderen Frauen, die Hitze und die Brutkästen oder was es war und sofort machte ich den nächsten Fehler.

»Willst du Tobias nicht begrüßen«, fragte mich Marcel und ich hatte gar keine Zeit ihn zu umarmen und zu gratulieren, ich musste sofort an das Plexiglashäuschen und war noch hilfloser als bei Judith.

Darf man anklopfen, an die Plexiglaswand? Was verspricht man sich davon? Versteht ein Kind das? Darf man es berühren, vielleicht mit dem Zeigefinger auf dem kleinen Bauch entlang streicheln oder muss das Kind dann lachen? Wacht es auf? Woran erkenne ich überhaupt, ob es wach ist oder schläft oder nur döst, sich erholt und sich ein paar Tagträumen hingibt? Überforderung ist nur die ungenügende Parallelverarbeitung vieler Fragen. Ich stellte mich vor den Kasten, winkte hilflos mit der Hand hin und her und sagte:

»Ciao Tobias, herzlich willkommen. Ich bin Mike und wenn du willst, dann bring ich dir bei, wie man Schlagzeug spielt.«

Dann wollte ich etwas Nettes sagen und wendete mich abwechselnd Marcel und Judith zu, die mich anlächelten.

»Ist ja echt ein Riesenbaby, ehrlich, gut hingekriegt.«

»Hör doch auf, Mike, du weißt doch nicht einmal, was ein Riesenbaby von einem Wurm unterscheidet«, sagte Marcel und lachte und das war gut so.

»Nee, schon richtig, aber du hast es mir ja gesagt und ich dachte, ich sollte mal was Nettes sagen.«

Die Nachbarin kicherte und die kannte ich nicht. Das änderte sich, als Judith mir ihre Zimmerkolleginnen vorstellte.

»Das sind übrigens Ute und Swetlana. Ute hat ihr drittes und Swetlana ihr zweites. Ich bin die Einzige, die das erste Kind bekommt.«

Frauenwelten sind unbekannte Welten. Männer haben Verwundetenabzeichen aus dem Krieg oder Jahre der Betriebszugehörigkeit. Musiker haben ein Doppel-Livealbum, Frauen eine Doppelbelastung mit Haushalt und noch irgendwas. Aber dass es bei Frauen eine Frage der Gebärhäufigkeit ist, die darüber entscheidet, ob man ein alter Hase oder ein Neuling ist, lernte ich an diesem Nachmittag und das werde ich nie mehr vergessen. Sollte mir einmal ein Frau begegnen, die ich zufällig irgendwo kennen lerne und die mir sagt, dass sie drei Kinder hat, dann werde ich anerkennend durch eine Zahnlücke pfeifen und sagen:

»Oh, Drittgebärende, alle Achtung.«

Ich erfuhr an diesem Tag eine ganze Menge mehr und lernte viel. Am Abend wusste ich zum Beispiel, dass die Handschuhe der Babys nicht wegen der Kälte waren, sondern damit sich die Kinder nicht im Gesicht kratzen und die Haut blutig wird. So viel Autoaggressivität hätte ich Babys eigentlich nicht zugetraut. Welchen Grund sollten sie haben, sich selbst zu hassen? Sich die Nägel abzukauen, sich mit Sucht zu zerstören oder sich mit dem Messer anzuschneiden oder anzuzünden, hatte ich immer für ein Problem von Erwachsenen gehalten, die dafür gute Gründe hatten. Jetzt wusste ich es besser, jetzt wusste ich, dass es früh beginnt, zu früh, dass man sich als Kind wahrscheinlich schon Selbstvorwürfe macht, weil man daran gescheitert ist, einfach im warmen Bauch zu bleiben, anstatt in einem Krankenhaus unter Neonleuchten und unter einem Dach mit Siechen und Verwesenden der Welt ‚guten Morgen‘ zu sagen. Das reicht aus, um eine Kinderseele zu zerstören. Was wir genau alles sagten, weiß ich nicht mehr, was ich genau machte, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich sprachen wir noch von Infusionen, von Wehen, von CTG-Daten, von den Hebammen und dem ersten Moment, als das Kind auf den Bauch gelegt wurde, speckig, blutig, desorientiert.

Ich fragte Fragen, die ich für situationsentsprechend hielt und Judith antwortete. Marcel saß währenddessen auf einem Stuhl im Zimmer und starrte auf den Glaskasten. Er sagte aber nicht, was er dachte, was ihn beschäftigte, er saß einfach da, Augen auf. Ich machte die Augen zu und ging durch irgendetwas hindurch. Was mir noch in Erin-

nerung blieb war die Tatsache, dass Judith in einem Nebensatz erwähnte, dass Paula bereits am Morgen da gewesen war. Von ihr stammte der Gutschein für das Stillkissen, der an eine Blumenvase angelehnt, auf dem Schiebekommöden neben Judiths Bett stand. Sie war schon da gewesen, bevor ich überhaupt wusste, dass Tobias auf die Welt gekommen war. Nach dem Nebensatz ging es mir schlecht. Vielleicht hatte ich auch nur eine Klarheit über meinen Ranglistenplatz auf der Weltrangliste der International-Gebärenden-Association. Frauennähe entsteht über Frauenfragen und Frauenthemen und Frauengeschenke. Männerthemen und alles andere gibt es nicht mehr, wenn die Frau ein Kind bekommen hat. Marcel würde sich also zukünftig anderen Themen widmen, wenn er nicht ignorant erscheinen und unnötig Schwierigkeiten produzieren wollte.

Irgendwann beendete ich meinen Besuch und wusste, dass ich nicht noch einmal ins Krankenhaus gehen würde, um sie zu besuchen. Es fehlte an Intimität und Vertrautheit. Ute und Swetlana wollte ich nicht unbedingt wieder sehen und Judith in einer so schlechten Verfassung zu erleben, tat weh. Ich wollte sie lieber in einer gewohnten Umgebung besuchen, in einer Umgebung, die mir bekannt war. Als ich draußen war, hatte ich fast mehr als vorher das Gefühl, dass ich gestört hatte, dass eine Wöchnerinnenstation und ein Zimmer mit drei jungen Müttern eine Burg ist, die man nicht einnimmt, wenn man nicht ein Edelmann oder Ritter der Kreissaalrunde ist. Ich ging nach Hause, köpfte einen Piccolosekt, das hatte ich Judith, Marcel und Tobias versprochen.

Der Sekt schmeckte nicht. Ich griff zum Handy und rief Jochen an. Bei Jochen war ich mir sicher, dass er genauso hilflos vor Plexiglashäuschen stehen würde wie ich und dass ich deshalb auch nicht viel darüber erzählen musste und er keinen Informationsbedarf über Größe, Gewicht, Milcheinschuss, Billirubinwert und ersten Stuhlgang eines Babys haben würde. Er hatte Zeit und wir trafen uns beim Burgerking. Jochen isst oft beim King, ich gehe lieber zu McDonald's. Das ist eine brauchbare Kategorie, um Leute einteilen zu können. Kingianer und Donaldiner. So kann man achtzig Millionen auf vierzig Millionen reduzieren und die Komplexität reduzieren, die Übersicht verdoppeln. Ich teilte meine These Jochen mit.

»Nicht schlecht«, meinte er.

»Aber was machst du mit denen, die sowohl als auch, die manchmal hier und manchmal dahin gehen? Wie passen die da rein?«, fragte er mich.

»Keine Ahnung, darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Mich beschäftigt, ob man daraus etwas ableiten kann. Und wenn ja, was?«, fragte ich zurück.

»Weiß nicht«, sagte er und biss in seinen Hamburger, der nicht so heißt.

»Glaubst du, man kann daraus irgendetwas schließen?«, bohrte ich ihn, denn ich war in Fragelaune und suchte Antworten.

»Bestimmt. Die Zeitschriften sind doch voll von Tests, wo du aufgrund deiner Handtuchfarbe auf deinen Charakter schließen kannst oder darauf, ob du eher Verführer oder

Verführter bist. Der totale Psychomüll, wenn du mich fragst.«

»Muss ich mal Marcel fragen, der liebt immer die Brigitte, der weiß bestimmt, ob es einen Psychotest zum Thema Junkfood gibt.«

Es tat mir gut, aus der Distanz heraus ein bisschen gemein zu Marcel zu sein, denn ich hatte immer noch ein schlechtes Gefühl im Bauch wegen meiner Sorge um Judith und der fehlenden Begeisterung für Tobias. Bauchschmerzen hatte ich, weil Marcel einfach nur daneben gestanden hatte, dort stehen bleiben und darauf warten würde, bis Judith ihm sagt, was als Nächstes dran sei. Tobias war auf die Welt gekommen und nichts gibt es umsonst, man muss immer etwas eintauschen. Ich hatte Marcel angeschaut und gewusst, dass er im Tausch dafür in den Bauch von Judith gekrochen war. Das ist die einzige Möglichkeit, wenn man als Dritter mit dabei sein will, wofür eigentlich zwei reichen, wenn man modern ist und sich bemüht, ein aufgeschlossener und moderner Vater zu werden.

Irgendwo hatte ich mal von einem Naturvolk gehört, das die Kinder zu den Frauen ins Frauenhaus steckt und wenn sie alt genug sind, dann kommen sie zu den Männern, um Jagen und Pfeilschnitzen zu lernen. Während der ganzen Zeit leben Frauen mit Frauen und Babys und Männer mit Männern und Heranwachsenden zusammen. Sie treffen sich nur, wenn sie wieder Nachwuchs brauchen für das Pfeilschnitzen. Die Kriminalitätsrate ist Null.

»Komische Freunde hast du«, sagte Jochen und das fand ich auch.

»Ist man eigentlich ein Arschloch, wenn man in ein Zimmer einer jungen Familie kommt und sich zuerst auf die stürzt, die man kennt, anstatt auf das Baby, das eh nichts mitbekommt und das man gerade erst kennen lernt? Ich meine, wenn man auf eine Party geht, dann begrüßt man doch auch zuerst die alten Freunde und geht nicht direkt zielstrebig auf alle zu, die man nicht kennt.«

»Nee, macht man nicht. Wie kommst du darauf?«

Ich erzählte es ihm, ließ aber Geburtsgewicht und Größe und alles weg, was nicht zur Frage gehörte.

»Wenn die deswegen echt sauer sind, dann sind sie bescheuert«, sagte Jochen und neunzehn Jahre Lebenserfahrung sind manchmal genug.

»Hast du eigentlich Freunde mit Kindern?«

»Nee. Meine erste Freundin war mal schwanger von mir, da war sie sechzehn und hat das Kind abtreiben lassen. Das war das einzige Mal, dass ich mit Kindern was zu tun hatte.«

»Und...was denkst du heute, ärgert es dich?«

Er schaute von seinem Tablett auf, steckte sich ohne hinzuschauen eine Pommes in den Mund.

»Nö, warum? Ich mein, wir hätten kein Geld gehabt und außerdem war damals schon klar, dass wir nicht zusammenbleiben würden. Es hätte nicht gepasst, es war einfach passiert.«

Ich ging an die Theke, holte uns zwei Becher neue Cola und setzte mich zurück an meinen Platz.

»Weißt du, wie es ihr heute geht? Ich meine, hast du noch Kontakt zu ihr?«

Ich sah, wie er kurz nachdachte, ehe er antwortete.

»Wir sehen uns nur hin und wieder mal auf einer Party. Aber über die Abtreibung haben wir nie mehr gesprochen. Ist doch auch ein beschissenes Thema für eine Party, oder?«

»Ist es«, sagte ich, ließ aber nicht locker.

»Aber es könnte doch sein, dass sie heute anders darüber denkt, dass sie sich Vorwürfe macht, dass sie heute das Kind gerne hätte?«

»Glaub ich nicht. Erstens ist sie nicht die Frau, die ständig nachdenkt, die macht lieber Party, und außerdem kann sie ja Kinder bekommen, wenn sie es will. Sie ist achtzehn und nicht dreißig.«

Ich schwieg und Jochen merkte, dass es auf sein Konto ging.

»Mensch, Mike. Ich wollte dich nicht verletzen, ich wusste nicht, dass dich das so beschäftigt. Aber ich mein...als Mann ist das doch egal, dreiunddreißig ist doch kein Alter, als Frau, da ist das schon was anderes...«

Es war ihm wohl unangenehm, aber so schlimm war es nicht und ich beruhigte ihn.

»Schon gut, Jochen. Ich wollte dir auch nicht auf die Nerven gehen, ich bin nur ein bisschen verwirrt, weil ich heute im Krankenhaus war und weil die jetzt zu dritt sind und so. Ich glaube, ich habe heute einen Freund an ein Kind verloren.«

»Tut mir leid, ehrlich. Aber die sind jetzt zusammen, die sind zu dritt und du und ich, wir sind jeweils alleine - und wenn du mich fragst, dann ist das total richtig so. Carpe

diem. Ich wollte heute übrigens nach Ehrenfeld in einen neuen Club gehen, kommst du mit? Kathrin und Miriam kommen auch.«

Parallelwelten an einem Paralleltag.

»Danke. Aber ich glaube, ich gehe ins Kino oder mach einen ruhigen Abend.«

»Kathrin würde sich bestimmt freuen, wenn du kommst.«

»Hey, hör auf mich zu verkuppeln. Ich habe die Nase voll. Askese. Einsiedlerkrebs ist mein neues und selbst gewähltes Sternzeichen. Aszendent Jungfrau. Außerdem würde sich Kathrin nur deshalb freuen, weil ich dann wieder alle Getränke für sie bezahle. Es bricht mir nämlich das Herz, wenn sie das Portemonnaie aufmacht und fast nichts drinnen ist.«

Jochen lachte.

»Könnte auch eine Masche von ihr sein. Ganz schön raffiniert. Nee, glaub ich aber nicht. Die fand dich wirklich ganz süß und wollte von mir deine Telefonnummer haben, jedenfalls so lange, bis ich ihr gesagt habe, dass du momentan ein sexuelles Neutrum bist, der mit der Aufarbeitung seiner Vergangenheit genauso viele Schwierigkeiten hat, wie Deutschland insgesamt.«

Ich wusste nicht, ob ich ihn küssen oder schlagen sollte, ich hatte schon lange nicht mehr über mich gehört, dass ich süß war, ich empfand mich aber auch nicht als Neutrum. Es stand unentschieden und das sagte ich ihm.

»Also, Mike. No way. Du musst einfach mitkommen, wenn dir was an deinem Ruf als Mann liegt.«

Ich wusste nicht so genau, welchen Ruf er meinte oder woher er die Sicherheit nahm, dass ich überhaupt einen hatte.

»No way, 'cause this is my way«, beendete ich die Diskussion und war einen Moment lang Frank Sinatra.

Am Abend ging ich dann natürlich mit, aber eine Diva springt auch nicht beim ersten Gong zur Vorstellung auf.

## Im Kinderzimmer

Mit den Füßchen  
tap, tap, tap,  
mit den Händchen  
klap, klap, klap,  
einmal hin, einmal her,  
rundherum  
das ist nicht schwer.  
(aus Hänsel und Gretel)

**D**ie nächsten Tage rief ich jeweils nachmittags kurz im Krankenhaus an, ging aber schwurgemäß nicht mehr hin. Judith ging es besser, sie war nicht mehr erschöpft, es klappte mit dem Stillen, auch wenn es ihr ein bisschen wehtat. Aber sie hatte in der Schwangerschaft keinen BH mehr getragen, damit sich die Brustwarzen am T-Shirt reiben, was wehtut, was sie aber unempfindlich macht, weil sie dann eine Hornhaut bekommen. Das kam ihr jetzt zugute. Das wusste ich vorher nicht.

Gespräche mit Müttern ersetzen vier Jahre Biologieunterricht. Marcel hatte ich zweimal abends angerufen, um ihn zu fragen, ob wir ausgehen und die Geburt von Tobias bei einigen Bieren in irgendwelchen Clubs feiern sollten. Vielleicht wollte ich auch nur wissen, dass alle meine Befürchtungen eingetreten waren und sie waren es. Er wollte nicht weggehen, er fuhr abends nochmal ins Krankenhaus oder er blieb zu Hause, für den Fall, dass Judith anrufen würde. An einem Abend rief ich an und er sagte mir, dass er gerade dabei sei, den Text für die Geburtsanzeige aufzuset-

zen. Ich sagte ihm, dass ich auch zu Hause bleiben würde, ich sei gerade dabei einen Text für seinen Nachruf aufzusetzen und er hatte wortlos aufgelegt.

In ein paar Jahren, wenn Tobias gerade den Führerschein macht, wird er es verstehen und sich bei mir melden, da bin ich mir sicher. Aber so konnte ich mich nicht von den besten Freunden verabschieden, das wusste ich und ich griff zehn Minuten später zum Telefonhörer und entschuldigte mich mehr als zwanzigmal. Ich wollte für den Kleinen ein guter Onkel werden und das funktioniert nur, wenn man die Eltern nicht im Stich lässt. Tobias war noch zu klein, um alleine bei mir vorbeizuschauen. Ich wollte Marcel zuvor kommen und rief daher sofort nach meinem Entschuldigungstelefonat im Krankenhaus an und beichtete alles Judith, damit sie schon mal informiert war. Erstaunlicherweise hatte sie sogar gelacht. Dann hatte sie gesagt:

»Du änderst dich eben doch nicht, Mike.«

Das war natürlich Quatsch, richtiger Quatsch. Ich ging in einen Spielzeugladen und ließ mich beraten, was ein Kind im Alter von einer Woche brauchen könnte außer einem Konto, das achtzehn Jahre lang aufgefüllt wird. Ich entschied mich für eine Spieluhr, die ‚Guten Abend, gute Nacht‘ spielt, wenn man den Stoffstern bis ganz nach unten gezogen hat. Die Verkäuferin war beseelt von ihrem Beruf und erklärte mir, warum welche Töne bei Kindern was an Gefühlen erzeugen würde und als ich sie fragte, ob die ‚Highway to Hell‘-Spieluhr ausverkauft sei, lachte sie nicht.

Es war eine eigenartige Atmosphäre in dem Laden und ich wollte da nicht wirklich reinpassen, glaube ich. Am nächsten Nachmittag ging ich mit dem eingepackten Geschenk zu den dreien, denn Judith war am vorherigen Mittag samt Tobias entlassen worden. Die Wohnung war heißer als sonst und roch anders als sonst. Es war das erste Mal, dass ich mitbekam, dass Kinder den Geruch einer Wohnung genauso verändern, wie Hunde oder Katzen den Geruch verändern. Es riecht natürlich nicht so wie in Hunde- oder Katzenwohnungen, aber es riecht anders als sonst. Ich sagte es ihnen nicht, ich hatte mit fast all dem, was ich gesagt hatte, Schaden angerichtet und ich wollte sie eigentlich wieder für mich zurückgewinnen. Judith sah aus, als hätte sie nie ein Kind bekommen, sie war wieder genauso schlank wie vorher und das sagte ich ihr. Einer Frau Komplimente zu machen ist nie ein Fehler und Marcel nahm ich herzlicher in den Arm als sonst, ich hätte ihn am liebsten auf meine Knie genommen und den ganzen Abend hin und her geschaukelt oder einfach stundenlang festgehalten und die Augen geschlossen, so wie man es am Bahnsteig macht. Ich gab ihnen die Spieluhr und sie fanden sie schön. Das war sie und sie war auch teuer, sie war nämlich aus einem Spezialstoff mit Spezialfarben, man konnte sie in den Mund nehmen oder komplett verspeisen, es wäre einem nicht übel davon geworden, das hatte mir die unlustige Verkäuferin erklärt.

Als Tobias einen roten Kopf bekam und schrie, nahm Marcel ihn aus dem Tragegestell heraus, drehte den Hintern des Kleinen auf Nasenhöhe und nahm einen kräftigen Zug. Elternkoks.

»Ich glaub, er kann eine neue Windel vertragen«, sagte Marcel.

»Kommst du mit?«, fragte er mich und ich nickte und stand auf.

Wir gingen in das alte Zimmer von Judith, in dem jetzt eine Wickelkommode stand. Das Kinderbett stand in ihrem Schlafzimmer, damit Judith es mitbekam und nicht so weit hatte, wenn sich Tobias in der Nacht meldete und einen Drink wollte. Marcel zog den Kleinen aus, nahm die alte Windel ab, griff in eine hunderter Box mit feuchten Tüchern und packte aus einer großen Tonne, die neben der Kommode stand, eine neue Windel heraus, packte Tobias an den Beinen und legte ihn wieder auf der Windel ab, die zehn Sekunden später festgeklebt auf neue Verdauung wartete. Dann zog er Tobias den Strampelanzug an, ließ die zwei Druckknöpfe zusammenschnappen und reichte mir den Kleinen.

»Halt ihn mal«, sagte er, während seine Hände über die Ablage huschten und Ordnung machte.

Er knüllte die Windel zusammen, schloss die ganzen Boxen und Dosen und verließ mit der Windel in der Hand den Raum. Ich war allein. Er fühlte sich warm an. Mühsam versuchte ich mich daran zu erinnern, wie man ein Kind hält, wie man den Kopf abstützt und all das und wie man sich einem Säugling gegenüber verhält. Ich wusste nicht so richtig, ob ich mit ihm sprechen sollte oder ob es ihn irritieren würde, schließlich kannte er vor allem die Stimmen von Judith und Marcel und meine musste ihm fremd vorkommen. Ich wagte nicht mich zu bewegen, ich ließ vorsichtig seine kleinen Finger zwischen meinem

Daumen und Zeigefinger hin und her gleiten und wiederholte das ungefähr zehnmal, bis mir klar wurde, dass es wirklich seine Hand war. Dann begann ich in der Werbetrömmel zu rühren. ‚Kinder, die zarteste Versuchung, seit es Lebewesen gibt.‘ Marcel kam zurück ins Zimmer, schaute mich an, schaute mir in die Augen und sagte zwei Sätze:

»Du gibst einen guten Babysitter ab, Mike. Verstehst du jetzt, was los ist?«

Ich nickte stumm, behielt Tobias auf dem Arm und ging wieder ins Wohnzimmer. Als ich ihn in das Tragegestell zurücklegte war ich wütend auf mich. Judith kam mit einer Flasche Wein und einer Flasche Mineralwasser aus der Küche zurück und stellte sie auf den Tisch. Ich goss mir ein Glas voll.

»Grauburgunder«, sagte Marcel. Dann stand er auf, ging zum CD-Regal und legte Musik auf. Judith saß schon wieder, schenkte sich Mineralwasser ein und schaute mich an.

»Paula wird übrigens Patentante. Ist kein Angriff auf dich oder so.«

Ich verstand das nicht als Angriff, es war mir schon in Italien klar gewesen und es war ein Job, um den ich mich eh nicht gerissen hätte. Eine vortreffliche Wahl. Ich war nie Klassensprecher oder in den ASTA gewählt worden, ich hatte mich nie für irgendetwas aufstellen lassen, warum sollte ich also jetzt sauer werden.

»Ich bin unpolitisch, das wisst ihr«, sagte ich und versuchte ein wenig in Form zu kommen, wir hatten so lange

nicht mehr zu dritt zusammengesessen und gelacht. Aber es duftete noch nicht nach Lachen im Wohnzimmer, es gab immer noch Sachen, die zwischen uns lagen und es gab Tobias, der vor uns lag und schon wieder schlief. Und Tobias war ihr Kind.

»Sind jetzt andere Zeiten angebrochen, oder?«, fragte ich rhetorisch die Raumluft und Marcel antwortete, weil die Luft nichts dazu sagen konnte.

»Stimmt. Sind ziemlich andere Zeiten und du hast die Wahl, was du daraus machst. Aber ich hab die Schnauze voll, mich von dir beleidigen zu lassen. Entweder kapiert und akzeptierst du, was wir machen oder du lässt es sein.« Seine Stimme klang wütend, er musste es schon ziemlich lange mit sich herumgetragen haben, das merkte ich. Sofort begriff ich, dass ich es zu akzeptieren und zu verstehen hatte. Es war kein Kampf mehr zwischen Gleichberechtigten. Es gab nur die Möglichkeit, einzuwilligen oder es gab nichts mehr. Ich wusste auch, dass die Luft dünner wurde.

Drei gegen einen ist feige.

Mit dem Leben, das sie jetzt führten, hatte ich nicht wirklich viel zu tun. Mir wurde klar, dass ich seit acht Tagen ein Freund aus vergangenen Zeiten war, ein Freund aus Studienzeiten oder aus Zeiten, die so ähnlich waren wie Studentenzeiten. Ich wusste nur nicht, wie ich damit umgehen sollte, dass sie einen Zeitsprung gemacht hatten und es war nur eine andere Zeit, sie lag nicht vor oder hinter meiner, sie war auf einer völlig anderen Dimension, es gab keine Bewertung mit besser oder schlechter. Eine Parallelwelt, die zur gleichen Zeit woanders stattfindet, im

Kinderzimmer anstatt im Wohnzimmer. Vielleicht hätte ich ihnen sagen sollen, dass es mich ziemlich überrollt hatte, dass es die Geschwindigkeit war, die mich am meisten überrascht hatte, weil man es sich vorher vorstellt aber nicht wirklich vorstellen kann. Ich überlegte, wer mir übrig geblieben war, wer eigentlich noch in meiner Zeit und parallel mit mir lebte und ich trank den Wein aus. Tobias meldete sich und Judith nahm ihn in den Arm und strich über seinen Kopf. Schon vorher, seitdem ich alleine war, hatte ich bemerkt, dass mich der Anblick von schönen Müttern zutiefst irritieren konnte. Sie waren unzweifelhaft besondere Frauen und sie waren nicht mehr zu haben und es waren so viele attraktive darunter; leider.

Judith zu sehen, dabei zuzusehen, wie sie zärtlich über den kleinen Kopf strich, den man noch mit einer Hand zerdrücken könnte, weil die Knochen noch nicht hart sind, machte mich stumm. Einen Moment stellte ich mir Paula vor, wie sie mir gegenüber in dem Sessel sitzt und bei einem Besuch über den Kopf von Tobias oder den eines anderen Kindes streichelt und der Gedanke zeriss mich. Sie wäre auch eine der Unerreichbaren gewesen. Connie stellte ich mir nicht vor, aber das lag daran, dass ich mir Connie so nicht vorstellen konnte, nicht als Mutter.

Connie konnte ich mir nackt vorstellen und das bereitete Qualen genug. Sie lebte noch in meiner kleinen Welt, zeitgleich jedenfalls, aber sie wollte nicht, dass wir die Zeit zusammen verbringen. Paula lebte irgendwo, vielleicht in einer mir ähnlichen Welt, vielleicht aber in einer Welt, in der man Inline skatet oder in der man plant, in die Welt von Marcel und Judith zu reisen, vielleicht nur, um sie

nicht zu verlieren, weil die gleichen Schritte notwendig sind, wenn man sie nicht verlieren will. Ich verlor sie, wenn auch sehr langsam und beschloss den Ort aufzusuchen, an dem es die meisten Parallelwelten gibt.

Immer mehr Zeit verbrachte ich in einem der One-Dollar-Kinos. Die Filme waren zwar nicht mehr taufrisch, aber sie waren auch nicht wirklich alt, irgendwo dazwischen, und die wenigsten davon hatte ich gesehen. An einem Tag brachte ich es auf den Rekord von vier Filmen hintereinander. Draußen war es kalt und im Kino schön behaglich. Ich stand einfach nach dem Ende des Films auf, ging zur Kasse und setzte mich wieder ins nächste oder ins gleiche Kino, schaltete den Kopf auf Durchzug und machte Zeitreisen.

Zwischen 14 und 22 Uhr hatte ich miterlebt, wie Rom gerettet wurde, wie Querschnittgelähmte therapeutisch eingesetzt und von Kriminellen auf hohe Berge geschleppt werden, wie ein altes Paar sich immer geliebt hat und er erst sterben kann, nachdem er sie gefragt hat, ob sie ihn heiraten würde und wie man zur Verbesserung der neuronalen Erregung und zur Reflexsteigerung zukünftig Biochips in Hirne verpflanzen und an Apparate angeschlossen durch simulierte Welten reisen wird. Das waren ungefähr 3500 Jahre in acht Stunden.

Am Ende war ich ganz durcheinander. Bei einem Falafel-Sandwich beruhigte ich mich und rechnete mir aus, wie oft ich ins Kino gehen könnte, wenn Miete und Fixkosten abgezogen waren und wie viel Kinominuten in etwa mein freies Geld betrug. Ich kam auf mehr mögliche Kinominuten als reale freie Stunden zur Verfügung standen und

ich fühlte mich reich. Ein paar Tage später hatte ich das Phänomen ‚Parallelwelt‘ als längst bekannt und verdaut abgehakt und widmete mich neuen Fragen und Theorien.

Bei einem Spaziergang fiel mir eine ein, die ich unbedingt sofort klären wollte, und ich griff zum Handy und rief Jochen an, weil ich ihn in dieser Frage als kompetent einschätzte, jedenfalls als kompetenter, als Marcel es war.

»Hi Jochen, ich bin es«, begann ich.

»Hi Mike, alles im grünen Bereich bei dir?«

»Klar. Aber ich hab mich gerade etwas Entscheidendes gefragt und ich hätte gerne deine Meinung dazu.«

»Wenn ich dazu was sagen kann, gerne, Mike. Aber komm mir jetzt nicht mit einer neuen Welteinteilung in Aldi- oder Lidleinkäufer.«

»Keine Sorge. Also, das Problem ist folgendes. Wenn man jemanden kennen lernt, über was unterhält man sich dann als Erstes?«

»Leichte Frage, Mike. Natürlich über Filme, Bücher und Platten und so.«

»Hundert Punkte, Jochen. Aber ist dir mal aufgefallen, wie viel Zeit du brauchst, um all die Filme zu sehen und Platten zu hören und Bücher zu lesen, über die geredet wird? Ganz abgesehen vom Geld. Ich hab zum Beispiel mehr Geld als Kinominuten zur Verfügung.«

»Keine Ahnung, aber man hört doch auch nie alle Platten oder sieht alle Filme. Das ist totaler Quatsch.«

»Aber du brauchst immer mehr Zeit dafür, weil immer mehr Filme und Platten und Bücher produziert werden. In dieser Zeit lernst du niemanden kennen, weil du ja

alleine im Kino sitzt oder konzentriert ein Buch liest. Nächste Frage: Was macht man, wenn man mit jemandem zusammen ist?»

»Weiß nicht, zusammen herumhängen, miteinander pen-  
nen, auf Partys gehen, gemeinsam in den Urlaub fahren,  
was weiß ich?»

»Genau. Kochen und so vielleicht auch noch. In meinem  
Alter jedenfalls. Und dann ist die Freundin da und du  
verlierst wieder den Anschluss, weil du lieber mit ihr im  
Bett liegst, anstatt zu lesen und so. Und dann ist sie wieder  
weg und um eine neue kennen zu lernen, musst du den  
ganzen Berg, der liegen geblieben ist, aufarbeiten und das  
Neue ebenfalls bearbeiten, wenn du nicht als total be-  
scheuert, hinterm Mond und per se uninteressant gelten  
willst. Und so weiter und so fort. Ein fortwährender Zyklus,  
verstehst du? Lesen, Kino, Plattenhören, dann Party  
und Gespräch, dann Sex, dann Kochen und Urlaub, dann  
Trennung, dann Lesen<sup>2</sup>, Kino<sup>2</sup> und so weiter. Man wird  
immer mehr Zeit dafür verwenden müssen, seine liegen  
gebliebenen Hausaufgaben zu machen. Deswegen hat  
man immer weniger Zeit jemanden kennen zu lernen. Was  
hältst du davon?»

»Hast du was genommen, Mike?»

»Nee, bin ich ganz alleine drauf gekommen. Aber was  
hältst du davon?»

»Klingt plausibel, hat aber einen entscheidenden Fehler.  
Du kannst nämlich mit deiner Freundin zusammen ins  
Kino gehen. Und außerdem hockt man sich doch eh nicht  
die ganze Zeit auf der Pelle rum. Wenn dir das mit den  
Büchern so wichtig ist, dann sagst du einfach, dass du

keine Zeit für sie hast, weil du heute das Buch zu Ende lesen willst. Dann triffst du dich eben am nächsten Tag.«  
Zwölf Jahre Unterschied. Ich beschloss ihn erst wieder anzurufen, wenn meine Theorie ausgereift sein würde und generationsübergreifend eingesetzt werden konnte.

## Am Telefon

Zieh hin! Zieh hin!  
Hin zu den kalten Menschen flieh,  
vor deren blödem, trüben Wahn,  
der Freude Götter, wir entflohn  
tief in der Erde wärmenden Schoß.  
Zieh hin, Betörter! Suche dein Heil,  
suche dein Heil - und finde es nie!  
(aus Tannhäuser)

**E**s ist wärmer geworden. Man merkt es an den kurzen Röcken der Frauen und den T-Shirts. Bei den Männern scheinen die tätowierten Arme hervor und die Gartencenter haben Hochbetrieb. Jochen will heute Abend vorbeikommen, wir werden ein paar Nudeln mit Pesto kochen und dann wollen wir irgendwo in die Stadt gehen, das genaue Programm steht noch nicht. Ich muss noch nachschauen, ob irgendwo eine gute Band spielt. Ansonsten werden wir wahrscheinlich ins Kino gehen oder so.

Ich hab Jochen aus meiner Schlagzeugergruppe rausgeworfen und unterrichte ihn umsonst, dafür aber unregelmäßig. Er will das nicht, seine Eltern zahlen und würden auch weiter bezahlen, aber es ist eigentlich kein richtiger Unterricht mehr. Wir kaufen uns Bier und reden über Musik, entwerfen unhaltbare Theorien und lachen viel. Zwischendrin zeige ich ihm ein paar Übungen, die er machen kann oder wir trommeln einfach zu CDs mit, die wir über die kleine PA abspielen. Ich habe ihm gesagt, dass er sich einen anderen Lehrer suchen muss, wenn er wirklich

konzentriert arbeiten möchte. Aber so ernst ist es ihm nicht mit einer Karriere als Schlagzeuger und es reicht aus, wenn wir alle 10 Tage mal gemeinsam im Proberaum sitzen und ein bisschen Krach machen.

Momentan plane ich einen Auftritt mit einem TripHop-Projekt, auch wenn wir musikalisch gut vier Jahre zu spät sind. Wir proben regelmäßig, fast so wie früher mit den Bands. Es ist eine ungeheure Arbeit, denn Philip ist ein Soundtüftler und verändert ständig die Samples, zu denen wir spielen sollen. Ich glaube, er hat keine Verdauung, er scheidet täglich Ideen aus. Aber wir haben noch Zeit, wir müssen erst im August fertig sein, dann sollen wir im Rahmen der Popkomm spielen. Das heißt, dass der Laden auf jeden Fall sehr voll werden wird, denn es kommen Tausende junger Leute in die Stadt und der Laden hat einen guten Ruf.

Von Connie habe ich nichts mehr gehört und ich werde auch nicht einfach so nach Utrecht fahren. Ich werde sie irgendwann wohl vergessen oder das Bild von ihr im Bademantel wird mit der Zeit und durch die Sonnenstrahlen vergilben und schließlich nicht mehr zu erkennen sein.

Vorgestern bin ich mit Judith, Marcel und Kinderwagen am Rhein entlang gelaufen. Ich hatte sie mindestens fünf Wochen lang nicht mehr gesehen.

Wir haben uns lange unterhalten und sind später zu ihnen gefahren, aber es war so, als ob ich sie besuchen würde. Sie haben mir erzählt, dass Paula in letzter Zeit öfter bei den beiden war. Ihr geht es im Moment wohl nicht so gut. Ich hatte keine Lust weiter nachzufragen. Der Hochzeitstermin steht jetzt endgültig fest. Sie hoffen auf einen hei-

Ben Sommertag und werden ein Gartenfest bei Judiths Eltern machen; einen Raum zu mieten war ihnen einfach zu teuer. Ich werde hingehen, das ist klar. Ich darf Platten auflegen, das hat Marcel mir zugesagt und ich habe ihm dafür versprochen richtig gute und für alle tanzbare Musik aufzulegen. Eigentlich ist es mir egal, ob alle tanzen nur Paula nicht oder ob alle mit Paula tanzen; ich werde meinen Spaß haben. Mein Handy klingelt, ich bin gerade in der Küche und habe die Einkäufe für heute Abend in den Kühlschrank gelegt. Ich drücke auf die Taste mit dem Telefonzeichen und erkenne ihre Stimme sofort.

»Hallo Mike«

»...«

»Hallo?«

»Ja, ich bin dran...«

»Stör ich dich gerade?«

»Nee... Ich hätte nur nicht damit gerechnet, dass du es bist, die anrufst.«

»Ich... Es tut mir leid, war vielleicht keine gute Idee, dich anzurufen.«

»...Doch,... leg nicht auf.«

»... Ich dachte eigentlich, wir könnten oder sollten uns vielleicht treffen.«

»Äh... ja.«

»Ist dir das recht?«

»Ja,... schon. Können wir wirklich machen. Ich mein,... ich hab dich nicht mehr gesehen und nichts mehr von dir gehört.«

»Ja, echt eine Ewigkeit her. Tut mir auch leid, dass ich mich nie mehr bei dir gemeldet habe. Aber es ging halt nicht. Ich hab viel nachgedacht. Und deswegen ruf ich jetzt an. Hast du am Samstag Nachmittag was vor oder bist du da? Ich bin jedenfalls in Köln.«

»Nee, glaube ich nicht... Ich mein, ich wüsste im Moment nicht was... Nein, ich hab nichts vor.«

»Fein. Dann könnten wir uns Samstag also treffen? Wann und wo wäre es dir denn recht?«

»Ist mir eigentlich egal.«

»Also wann?«

»Weiß nicht. Ist mir wirklich egal... Sag du.«

»Im Stadtgartencafe´ vielleicht... Ist das in Ordnung für dich?«

»Stadtgarten ist gut.«

»Und wann?«

»Ist mir auch egal, ich hab den ganzen Tag Zeit. Ab wann kannst du da sein?«

»Vier oder fünf Uhr, ganz genau kann ich das noch nicht abschätzen. Geht das?«

»Ja, geht in Ordnung.«

»Also wann? Vier oder fünf? Oder soll ich dich noch mal anrufen?«

»Nee, brauchst du nicht. So zwischen vier und fünf Uhr bin ich da. Ich warte dann.«

»O.K.... Dann bis Samstag, oder?«

»Ja, bis Samstag.«

Der Herbst steht irgendwann ins Haus  
und vorher noch der Sommer.  
Du machst einen Punkt aber er sieht aus,  
wie noch ein weiteres Komma.  
(Panorama)